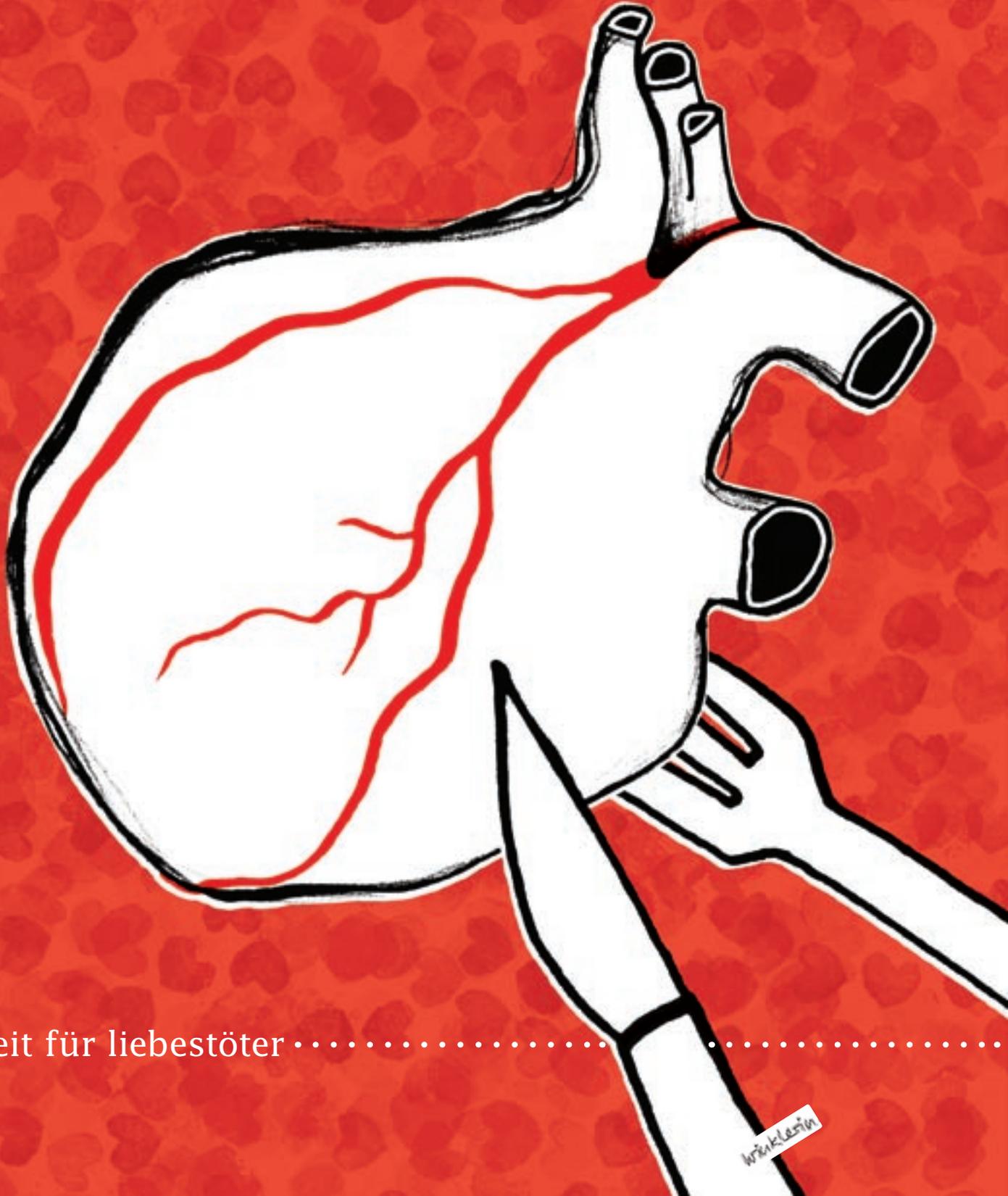


hEft

#21 · juli 2010

..... für literatur, stadt und alltag



..... zeit für liebestöter

Winklerin



provinzschrei.10
 Thüringer Kunst- und Literatursommer
 08.09. – 16.09.2010 in Suhl

mit Dirk Sager, Harry Rowohlt, Katja Riemann, Christoph Hein, Alexander Osang, Annekathrin Bürger, Club der toten Dichter, Joachim Gauck, Knorkator und vielen anderen

Informationen und Tickets unter:
www.provinzschrei.de

GLÜCK UND GLÜCKSVERSPRECHEN FOTOWETTBEWERB

Auf der **SUCHE NACH DEM GLÜCK?** Wir sind überzeugt, dass jedeR Mensch eine Vorstellung vom Glück hat. Und die wollen wir gern sehen. Von dir und dann in einer öffentlichen Ausstellung

Schnapp also deinen **FOTOAPPARAT** und geh auf die Suche, fotografiere Situationen, Menschen, Dinge, die für dich das Glück symbolisieren. Du kannst dies alles **INSZENIEREN** oder mit **OFFENEN AUGEN** durch die Welt gehen. Entscheidend ist, du zeigst uns wirklich **DEIN** Bild vom Glück. Dann hast du auch Chancen auf einen der **DREI PREISE**.

Einsendeschluss ist der 6. September 2010:

Evangelische Erwachsenenbildung Thüringen

bündnis.stadt.gestalten

Stichwort: Fotowettbewerb „Glück“

Allerheiligenstraße 15a

99084 Erfurt

per eMail: info@eebt.de, Betreff „Glück“



**TEILNAHMEINFORMATIONEN UNTER
[HTTP://STADTGESTALTEN.WORDPRESS.COM](http://stadtgestalten.wordpress.com)**

heFT in die Hand

Offene Redaktion » am 4. August » um 19:30 Uhr » im Weinstein Le Bar

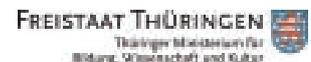
Offenes Büro » immer mittwochs 17 bis 19 Uhr » Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee)

» Impressum

heFT für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 21 (6. Jg.), Juli 2010 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Lochthofen, Thomas Putz (V.i.S.d.P.) » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy, John Weide » Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 5, 9, 34 und 35 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 27. September 2010; Redaktions- und Anzeigenschluß: 25. August 2010.

heFT wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Liebe Leserin, lieber Leser,

der Fröhsommer in Erfurt ging in diesem Jahr in die Vol-
len – Utopia-Now-Konferenz, Textil-Festival, Kunstlawine,
Sportfest, Ausstellungen in der Galerie 7A, Eröffnung La-
debalken und Schauplatz am Dom ... Alles verteilt auf drei,
vier Wochen. Die freie Kunst- und Kulturszene arbeitet
und feiert – und hat seit ein paar Wochen nun auch einen
»V-Mann« in der Stadtverwaltung. Marcus Welther ist offi-
ziell als Koordinator für die freie Szene angestellt und soll
Vereine und Initiativen bei der Suche nach Räumlichkei-
ten, Finanzierungsmöglichkeiten und sonstigen Belangen
unterstützen. Wir fragten ihn, wie die ersten Wochen als
städtischer Angestellter so verlaufen sind.

Nachdem die Wellen der Empörung über den Suhl-
Schwerpunkt im letzten hEft über den Rennsteig bis nach
Erfurt schwappten (siehe Seite 4), stellen wir in dieser Aus-
gabe eine Stadt vor, die der Redaktion ganz besonders
am Herzen liegt: Gotha. Oder wie sie Wiglaf Droste einmal
nach einer Durchsage am Bahnhof der Stadt nannte: Gou-
da. Eingezwängt zwischen Eisenach und Erfurt fristete sie
lange Zeit ein eher tristes Dasein. Doch in den letzten Jah-
ren kam einiges in Bewegung – nicht nur in Sachen Stadt-
vermarktung. So leisten Vereine wie Kommpottpora e.V.
oder art der stadt e.V. vorzügliche Arbeit; letzterer wurde
dafür unter anderem mit dem »KulturRiesen – Förderpreis
der Soziokultur« ausgezeichnet. Im Interview mit Mathias
Baier, dem Projektleiter des Vereins, erfahren wir mehr
über Barock-Perücken und Theaterstücke auf hoher See.

Schließlich möchten wir auf die Dokumentation von
einigen Beiträgen der Konferenz »Utopia Now 2010«, die
vom 28. bis 30. Mai in Erfurt stattgefunden hat, hinwei-
sen. Ab Seite 28 geht's ab in die Zukunft. Zwölf Seiten
danach gibt es Literarisches zu »Zeit für Liebestöter«,
dem Thema dieser Ausgabe. Und: Wer das wunderbare
Textil-Festival aus ganz unerfindlichen Gründen verpasst
haben sollte, dem liefert die Fotostrecke einige stim-
mungsvolle Impressionen.

Wir wünschen einen ganz und gar entspannten Sommer.

Die Redaktion

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität

Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zu-
sammenspiel mit einer professionellen
Ausstattung und qualifizierten Mit-
arbeitern erhält die Gutenberg Druckerei
GmbH Weimar diesen Anspruch.
Für hochwertige künstlerische Drucker-
zeugnisse wie Postkarten, Veranstaltung-
skataloge und anspruchsvolle Bücher sind
wir Ihr erfolgreicher Partner.
Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 3643/4168-0 | Telefax 0 3643/4168-22 | info@gutenberg-weimar.de

www.gutenberg-weimar.de

Gutenberg
Druckerei GmbH Weimar



stadt & alltag

- 04 zwischen den hEFten.
- 05 schöne aussicht.
- 06 interview marcus welther.
- 07 kulturkonzept: update.
- 08 erfurtsches gewerk.
- 09 fünf fragen an: adam ries.
- 10 schauplatz am dom.
- 11 töten im thüringer wald!
- 12 literaturbüro.
- 13 redaktion empfiehlt.
- 14 fragmente aus der abseitsfalle.
- 15 hEft-weinberatung.
- 16 förderabo.
- 17 aus der provinz: gotha.
- 22 das narrenschiff.
- 24 ein kessel buntes.
- 26 sexualität und kapitalismus II
- 28 utopia now 2010.
- 29 luxus für alle!
- 30 eine andere welt ist pflanzbar!
- 31 peer-ökonomie.
- 32 recht auf stadt ...
- 34 onkologie der ökonomie.

- 34 fotostrecke.



literatur zeit für liebestöter

- 40 zeit für liebestöter.
- 42 geschmacklos.
- 44 reiberei.
- 45 so einfach liebes.
- 46 der beschluß des königs.
- 50 du bist in mir.

- 55 autor/innenverzeichnis.



zwischen den hEFten:

26. März: hEFt-reliest international in der Le Bar.

Zur Veröffentlichung der letzten hEFt-Ausgabe ging es in die Bar mit dem schönsten Raucherseparée der Stadt. Gäste aus Europa, Asien und dem Freistaat Sachsen präsentierten ihre Texte und sich. Mit dabei waren der umtriebige italienische Journalist und Kulturarbeiter Paolo Fusi, die georgische Übersetzerin Maka Blank, der in Rumänien und Dresden lebende Autor Micul Dejun sowie der Erfurter Schriftsteller Jürgen Brugger. Dazu gab es Musik von der Cellistin Susanne Trinks. Besten Dank an alle – auch wenn der Abend trotz Tanzlaune dann doch etwas abrupt beendet werden mußte.

26. April ff.: hEFt-Artikel schlägt in Suhl hohe Wellen.

Der Artikel »Die Stadt vor lauter Waffen nicht« (hEFt #20) der 14-jährigen Schülerin Maria Luisa Leypold löste vier Wochen nach seinem Erscheinen erstaunliche Wellen der Empörung, aber auch der Solidarität aus. Ihr Erfahrungsbericht beleuchtete den Alltag von Jugendlichen in der Kleinstadt Suhl zwischen Flatrate-Saufen und geschlossenen Jugendhäusern. Vertreter aus der Politik und der Kulturverwaltung zeigten sich daraufhin verärgert und irritiert, als hätten sie von diesen Dingen zum ersten Mal gehört. Der Oberbürgermeister bestellte die Schülerin kurzerhand via Schulleiter zum Rapport. Nachdem verschiedene Journalisten von der Sache Wind bekommen hatten und im Rathaus anriefen, wurde zurückgerudert. In dem Gespräch ging es dann um den guten Schreibstil der 14-Jährigen und um Vorschläge zur Verbesserung der Situation der Suhler Jugend. Leider zu spät: Maria Luisa hat inzwischen die Schule gewechselt und ist aus der Waffenstadt weggezogen. Nach Erfurt.

21. Mai: Textil-Festival beginnt und slamt

Nach wochenlanger Vorbereitungszeit und ermüdendem Gezerre um Geld und Räume ging das Festival endlich los – mit dem Poetry-Slam-Workshop: »Ein altgedienter ›Gauner‹ hat uns mit frischem Elan von der Geschichte des Slams berichtet, mit uns unaufgeregt mit Sprache und Sprechen experimentiert, hat uns von seinem Geburtstagskuchen probieren lassen. Die meisten von uns haben wenigstens drei Dinge mit nach Hause genommen: gute Anregungen, gute (Slam)-Texte und einen Sonnenbrand«, sagt John, einer, der es wissen muß, weil er dabei war. Am Freitagabend dann ab zum Festivalöffner in die »Klanggerüst«-Villa nebenan zu »Slam meets Jam«: nette Leute, sehr gemütlich, mit Lagerfeuer und draußen sitzen. Und natürlich jede Menge gute Musik & Text; ganz spontan, ganz großartig.

16. Mai ff.: Textil-Festival – Short-Story- und Lyrik-Workshop

Eine Short Story in drei Tagen zu erarbeiten und zu schreiben, ist ein mutiges Unterfangen. Vom 16. bis 28. Mai hatten die Workshopleiter und hEFt-Redakteure Alexander Platz und Thomas Putz gemeinsam mit den 11 Teilnehmenden also einiges vor. Zunächst ging es um die Erarbeitung grundsätzlicher Elemente der Kurzgeschichte (Figuren, Konflikt, Rahmenbedingungen usw.) durch Schreibübungen und den Austausch in der Gruppe. Anschließend wurden der Plot und die Rohfassung geschrieben. Ein Streifzug durch verschiedenste Spielarten der Lyrik erwartete die Teilnehmenden beim parallel stattfindenden Lyrik-Workshop. Texte wurden geschrieben, gelesen, besprochen. Nur Kitsch war ein Tabu, jedoch keines, über das nicht trotzdem geredet werden durfte. Workshopleiter Stefan Schütz hat es dabei geschafft, auf die unterschiedlichen Schreibstile der Teilnehmer einzugehen. Respekt! Die fertigen Texte wurden zum Festivalfinale vorgestellt und werden im Festivalreader publiziert.

3. Juni: Textil-Festival – Thüringer Lesebühnen unterwegs

Acht junge Thüringer Autorinnen und Autoren der Lesebühnen »Lautschrift« (Jena), »Literaturlounge« (Weimar) und »Wortwuchs« (Erfurt) lasen im Erfurter Café Nerly neue Prosa und Lyrik. Gemeinsam mit dem wundervollen Trio du Soleil aus Weimar sorgten sie für einen überaus unterhaltsamen und entspannten Abend.

» weitere Blog-Einträge zum Textil-Festival unter www.textil-festival.de

» Fotos gibt es auf der Fotostrecke in diesem hEFt.

schöne aussicht:

Bildungsstreikblamage in Erfurt

Erfurt, 22. Juni 2011. Wer kennt sie nicht, all die Parolen: »Reiche Eltern für alle!«, »Bildung für alle – und zwar umsonst!«, »Wir sind hier, wir sind laut, weil man uns die Bildung klaut!« Wie gesagt, das alles ist bekannt. Und auch diesmal war es wieder da. Bereits zum Abschluß des letzten Bildungsstreikes 2010 wurde der aktuelle Bildungsstreik angekündigt. Mit Datum, Zielsetzung, Sponsoren, ja sogar die ersten spontanen Aktionen hatte man damals schon geplant und bekannt gegeben.

Doch nun kam es anders. Als die Protestierenden das Audimax besetzen wollten, waren die Türen fest verschlossen. Alternativ dazu sah der Plan, der in den vorangegangenen Wochen auf dem Uniplatz verteilt wurde, vor, kleinere Hörsäle zu besetzen. Doch auch dort:

Verschlossene Türen. Auch die vielen Flashmobs hatten nicht den gewünschten Effekt. Beispielhaft dafür die Äußerung einer Passantin: »Ja, das ist doch schön. Die haben Spaß, die jungen Leute, das finde ich gut. Aber mal unter uns, wenn ich mir das so anschau, so richtig schlecht scheint es denen ja nicht zu gehen.«

Ähnlich fielen die Reaktionen in der Politik aus. Ein Vertreter des Landtages: »Bildungsstreik schön und gut, aber wenn die das Ganze vorher wochenlang ankündigen, dann sollen sie sich auch nicht wundern, wenn sich alle anderen genauso darauf vorbereiten.«

Selbst die inhaltlichen Diskussionen förderten nichts Neues zutage. Ein Student, der eine der beiden Gesprächsrunden frühzeitig und offensichtlich entnervt verlassen hat-

te: »Was soll das bringen – ich sehe hier die gleichen Selbstdarsteller wie immer, die haben ihr Parteibuch dabei, aber machen auf Freigeist. Das ist ein hohles Phrasen- und Parolengedresche hier, ich könnte kotzen.«

Die Organisatoren hingegen gaben sich zuversichtlich: »Gut, inhaltlich war dieser Bildungsstreik vielleicht kein Erfolg, aber wenigstens hatten wir Spaß. Wir haben lustige Flashmobs gemacht, schöne Plakate gemalt und ich sage mal: Wir warn da, wir warn laut, weil man uns die Bildung klaut – ich denke, die Botschaft ist schon irgendwie angekommen, da können wir nächstes Jahr drauf aufbauen. Willste noch'n Flyer mitnehmen für den Bildungsstreik 2012? Vielleicht könnten wir ja dann auch mal ein Interview machen.« (jw)

Michael Jackson in Erfurt!

Erfurt, 27. Juni 2011. »Es war unglaublich! Er hat gesagt: ›I love you all‹ und das Peace-Zeichen gemacht«, erzählt Ofelia Unger-Zeusel und die Augen der 28jährigen fixieren einen Punkt über der Tischplatte: »Hier ist er erschienen! Er ist 1,75 m groß! Er strahlte wie Licht!« Johannes-Rudolf Blickhardt sitzt neben ihr, auch er schaut oft ins Nirgendwo oberhalb des Tisches.

Zwölf Personen, unter ihnen Unger-Zeusel, gehörten von Beginn an zu den Anhängern des selbsternannten »Geistersehers von Erfurt«. Sie eint der Glaube, die Erde weine und benötige positive Energie. »Wir widmen uns dem Licht und der Liebe« – so erklärt Blickhardt die Arbeit. Dafür veranstaltete er die »Tage der

wachen Liebe« rund um die Sommersonnenwende. Anhänger und »liebessfähige Gäste« verbrachten 52 Stunden miteinander, um die »positive Energie der Stadt zu erhöhen«, so Blickhardt. Der 42jährige Veranstalter hatte Thomas Hornauer, Besitzer und Moderator des Fernsehsenders »Kanal telemedial«, eingeladen. Als der hagere Blickhardt die Antwort Hornauers auf die Einladung zitiert, hüpfte sein Adamsapfel auf und ab: »Bei einem so langen Akt der Liebe will ich dabei sein!« Blickhardt lacht kurz und wischt die Hände an der Leinenhose ab.

36 Personen, unter ihnen Unger-Zeusel, teilten zwei Tage lang alles miteinander: die Plätze am Tisch, Matratzen und Kissen, die in

der angrenzenden Kammer lagen, und natürlich die Innerlichwerdung. Immer wieder faßten sie einander bei den Händen, um heilende Lieder, wie »Heal the world«, zu singen. Als die Zusammenkunft zu Ende ging, ließen alle Teilnehmer »die Liebe durch sich hindurchströmen«, so Blickhardt. Unger-Zeusel nickt heftig: »Den Strom spürte ich in mir wie eine Welle.«

Beide berichten, Hornauer habe sich mit den Worten verabschiedet, er fühle, die Liebe im Raum werde weitere Liebe anziehen. »Er ist ein Prophet«, erklärt Blickhardt mit kieksender Stimme, »denn genauso war es: Zwei Tage später erschien Michael Jackson und verkündete seine Botschaft.« (jr)

keine energie verpuffen lassen.

Ein Interview mit Marcus Welther, der seit kurzer Zeit als Koordinator für die freie Erfurter Kulturszene bei der Stadtverwaltung angestellt ist, über Türen, Schnittstellen und Schwankungsbreiten.



Du bist seit Mai dieses Jahres in der Stadtverwaltung zuständig für die freie Kulturszene. Wie heißt die Stelle eigentlich genau? Die Stelle wurde in der Ausschreibung mit »Koordinierung freie Träger« betitelt.

Und was heißt freie Kulturszene? »Freie Kulturszene« will in diesem Zusammenhang keinen bestimmten Bereich, sondern eher einen Zustand beschreiben.

Was sind deine Aufgabengebiete? Die Idee der »Schnittstelle« ist es, alle zu unterstützen, die etwas bewegen und ihre Ideen umsetzen wollen, jedoch vermeintlich oder real keine ausreichende Lobby haben und sich unverstanden, verkannt oder gar unerwünscht fühlen. Sie soll helfen, die richtigen Türen leichter zu finden und zu öffnen, die Kommunikation zwischen allen Beteiligten zu erleichtern und Strukturen verständlicher zu machen. Sie ist ein Signal an alle, die das Gefühl haben, »die Stadt« hätte ein eng vorgefertigtes Bild von dem, wie Erfurt aussehen soll (wie zum Beispiel

das des touristenkompatiblen Puppenstübchens) und empfinde alles Darüberhinausgehende als störend. Es ist eine eindeutige Positionierung, daß es gewollt ist, daß nicht nur niemand daran gehindert wird sich selbst Ausdruck zu verleihen und andere daran teilhaben zu lassen, sondern erwünscht.

Worin besteht in Erfurt der größte Mangel? Was müßte sich ändern? Ich denke es ist ein allgemeines gesellschaftliches Phänomen, daß Eigenverantwortlichkeit und Eigeninitiative gegenüber dem »Sich-einer-Instanz-ergeben« und dem »Sich-und-sein-Schicksal-von-dieser-abhängig-machen« in den Hintergrund geraten sind. Wir sind in erster Linie Wir (als Individuum wie auch als Gruppe) und nicht nur das, was jemand definiert, strukturiert oder motiviert. Natürlich beeinflußt die Struktur der Gesellschaft den Einzelnen, aber es ist eben genau auch andersherum. Diese Dynamik muß nur möglich und ihre potenziellen Ergebnisse müssen erwünscht sein. Erfurt hat, auch bedingt durch seine Größe, eine sehr geringe Schwankungsbreite. Nicht zuletzt dadurch ist es für bestimmte Interessengruppen, Strömungen oder Szenen schwer, eine ausreichende Kraft zu entwickeln. Die Stadt ist oder scheint zumindest homogener als größere Städte und gerät so auch schneller in die Versuchung, sich in Beschaulichkeit und Routine einzurichten. Doch: Es ist nicht wichtig wo du bist, es ist wichtig was du machst!

Die Haushaltslage in Erfurt ist, wie in den meisten Städten, prekär. Geld für neue Projekte oder gar Gebäude für die freie Kulturszene wird es nicht geben. Wie kann sich da etwas Neues entwickeln? Indem man Wege ebnet die es ermöglichen, Räume zu finden und zu öffnen ohne (große) Kosten zu verursachen. Kein Atelier-, Probe-, Ausstellungs- oder Veranstaltungsraum braucht ein teures »Kultur- / Kreativwirtschafts- oder Gründerzentrum«.

Es geht darum, bestehende Raumkapazitäten zu finden und unkompliziert und ruhig auch trotzdem kostendeckend zur Verfügung zu stellen. Ziel muß sein, ein positives Klima zu schaffen, das an die Kraft des Einzelnen glaubt. Der Staat in all seinen Instanzen – und damit auch die Kommune – muß nicht alles regeln, planen und finanzieren. Notwendig ist eine solide und transparen-

te Struktur, die in allen Belangen den Menschen genug Raum zur Entscheidung läßt und so Verantwortungsbeußtsein und Kreativität des Einzelnen befördert.

Wichtig ist vor allem auch, daß die Energie der Menschen dieser Stadt für alle sichtbar wird. Die Aktivitäten müssen jene erreichen können, die noch keine Kenntnis von diesen haben und so inspiriert werden können.

Es müssen mehr »7A's versenkt« (Ausstellungs- und Arbeitsraum in der Johannesstraße 7) werden, denn dies sind Orte, die Kunst und Kultur mitten in den Alltag der Bewohner dieser Stadt tragen. Man braucht kein Ticket und keine Vorkenntnisse, um beobachten zu können, was dort geschieht oder um sich selbst einzubringen.

Für die Raumsituation wäre es auch sehr zu hoffen, daß z. B. der Wächterhaus e.V. weiterhin ausreichend Unterstützung erhält und die nötige Kraft und Ausdauer hat, seine Aktivitäten auszudehnen. Erfurt

ist nicht Leipzig, hat längst nicht so viele leerstehende Gebäude und auch nicht so viele Menschen, die solche Nutzungskonzepte in Anspruch nehmen könnten, aber der Bedarf ist spürbar und das Potenzial ihn zu decken ist vorhanden.

Wie kann sich die Stadtverwaltung einbringen, wie kann sie helfen? Ein wichtiger Schritt wäre es, sich bewusst zu werden, daß es allen hilft, wenn man lösungsorientiert arbeitet. Eine Idee ist fast immer gut, denn in der Regel steht hinter dieser ein Mensch, der davon überzeugt ist, und Spaß hat an dem, was er vorhat. Es ist unverantwortlich, diese Energie verpuffen zu lassen oder gar in Destruktivität umzuleiten.

Interview: Dirk Teschner

Foto: Frieder Ölze

kulturkonzept: update.

Im Februar des letzten Jahres begann die Arbeit an einem Kulturkonzept für Erfurt. Inzwischen fanden über 20 Beratungen der AG Kulturkonzept, die sich aus Vertreterinnen und Vertretern der Verwaltung, Politik und von Kultureinrichtungen zusammensetzt, sowie eine öffentliche Worldcafé-Veranstaltung statt. Im Dezember 2009 wurde ein erstes Diskussionspapier mit Präambel, Leitbild und Leitlinien veröffentlicht, das jedoch bisher eher mäßig öffentlich diskutiert worden ist. In einer Klausurtagung im Mai nun wurden aus dem Papier und den Hinweisen von interessierten Bürgerinnen und Bürgern verschiedene Handlungsfelder definiert, anhand derer nun konkrete Maßnahmeschritte entwickelt werden sollen. Neben »Bildung und Kultur« sind dies »Tradition und Zukunft«, »Die Stadt als Kulturraum«, »Wirtschaft und Kultur« sowie »Kulturfreundliche Stadtverwaltung«.

»Dies wird es in den nächsten Monaten sicher zu kontroversen Diskussionen führen«, erwartet Dr. Wolfgang Beese, Vorsitzender der AG, »denn nun geht es um konkrete Vorschläge zur Neuordnung der kulturellen Förderstrukturen der Stadt, und das hat natürlich Auswirkungen auf einzelne Einrichtungen«. Inwieweit dabei auch finanzielle Zwänge des städtischen Haushaltes eine Rolle spielen werden, bleibt abzuwarten. Mit den

Einschnitten im Kultur- und Bildungsbereich in diesem Jahr und den in den folgenden Jahren zu erwartenden, wird der Spielraum sicher nicht größer.

Wann eine erste Fassung des Kulturkonzeptes vorliegen wird, ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht abzusehen. »Die Erarbeitung ist ein beschwerlicher Prozeß, langwieriger, mühsamer und anspruchsvoller als ursprünglich gedacht«, so Beese. Und deshalb hofft er zukünftig auch auf eine stärkere Beteiligung der Erfurterinnen und Erfurter an der Konzeptentwicklung. Dem Vorwurf, daß der Prozeß intransparent sei und Vorschläge aus der Bevölkerung zu wenig Beachtung fänden, hält er entgegen: »Das, was bisher entstanden ist, ist schließlich auch ein Ertrag des Worldcafé und wir setzen auch weiter auf kritische Einwände und arbeiten nicht hinter verschlossenen Türen. Jedes Mitglied der AG Kulturkonzept agiert in unterschiedlichen Gruppen, bringt Anregungen mit und stellt sie zur Diskussion. Niemand von uns hat sich dem Diskurs außerhalb der Arbeitsgruppe verschlossen.«

Sicher wäre hier eine Vorstellung und Diskussion des bisherigen Konzeptentwurfs im Rahmen einer öffentlichen Veranstaltung hilfreich. »Diese wird es in jedem Fall geben,« versichert Dr. Wolfgang Beese.

» Wer sich derweil über den aktuellen Stand informieren oder mitdiskutieren möchte, kann dies tun unter: www.kulturkonzept-erfurt.de.

erfurtsches gewerk.

»Als Gewerk bezeichnet man handwerkliche und bautechnische Arbeiten im Bauwesen sowie historisch im Bergbau und dessen Umfeld.« Danke, Wikipedia! Das paßt nicht ganz auf das geWERK in Erfurt!

In der Landeshauptstadt ist das geWERK ein Verein zur Förderung der zeitgenössischen Kunst. Da – wie wir wissen – Kunst von Können kommt, kann auch Kunst ein Handwerk sein: Künstler bauen Ideen, manchmal auch Häuser, um ihren Ideen ein Bild und vor allem Raum zu geben.

In der Rudolfstraße hinter dem Petersberg entsteht just in diesem Moment solch ein Künstlerhaus. Das heißt, das Haus ist da, die Idee dahinter entwickelt sich work in progress. In den elf Ateliers wird gemalt und geschraubt, in der Druckwerkstatt entstehen Hoch- und Tiefdrucke, die in der hauseigenen Galerie der Öffentlichkeit präsentiert werden. Die Galerie ist Treffpunkt der Künstler und Ort des Austauschs. Neben den geWERK-Künstlern werden auch Künstler aus ganz Thüringen ausgestellt.

Zu Lesungen und Konzerten gibt es zarte Töne und zuweilen harte Worte auf die Ohren. Verschiedenheit hat hier ihren Platz und befruchtet sich wechselseitig: Handwerk und Kunst gehen nach bester Bauhausmanier (Weimar) bzw. Mittelaltermanier (Erfurt) Hand in Hand! Wilhelm Dietel, Theatermaler mit grafischen Schwerpunkt, beschreibt den geWERK-Gedanken so: »Alles steht auf Anfang, und das immer wieder.«

Daß die Künstler und Lebenskünstler unterschiedlichen Alters und Genres voneinander lernen, gemeinsame Sache machen und sich als Gemeinschaft verstehen, ist Anliegen von Gründungsmitglied Thomas Thyges. Er glaubt, daß die Generationen voneinander profitieren: die Jungen von der handwerklichen Perfektion und der Lebenserfahrung der Alten, und die Alten von der Energie und dem Tatendrang der Jungen. Gemeinsam bleiben sie fit und arbeiten interdisziplinär mit Mitteln der Kunst, Musik, Literatur und des Theaters an ihren Projekten. Das erfordert eine hohe Toleranz von allen

geWERKlern, ist es doch für viele ungewöhnlich, eine Weihnachtsgala mit Kunstauktion zu erleben. Und wenn dazu eine Heavy-Metal-Band spielt, bedarf es Offenheit sowohl beim Publikum als auch bei den Künstlern. Die permanente Diskussion des Gezeigten unterstützt den gemeinsamen Entwicklungsprozeß. Die kurzen Wege im Haus und im Netzwerk lassen diesen hohen Grad an Spontaneität zu und so können Veranstaltungen und Ausstellungen mit einem Zeitfenster von vier Wochen im Voraus geplant werden. Daß dabei Qualität gewahrt bleibt, ist Christoph Schaffarzyk zu verdanken. Er ist jüngstes Vorstandsmitglied und zeichnet sich für das Ausstellungs- und Veranstaltungskonzept verantwortlich. Er ist es, der dem geWERK eine Verjüngungskur verpaßt hat und seit ca. einem Jahr kontinuierlich das Profil erweitert und anreichert – gemeinsam wachsen, weiter geht's!

Maxi Kretzschmar

» Mehr Informationen unter www.gewerk-erfurt.de



Foto: Christoph Schaffarzyk

fünf fragen an: Adam Ries (* 1492 oder 1493, † 1559)



Herr Rechenmeister Ries, sagen Sie mal, haben Sie das mitbekommen, mit dem Wahlbetrug da neulich im Thüringer Landtag? Guten Tag, mein Lieber. Meinen Sie die Abstimmung bei der Wahl des Verfassungsgerichts? Ja, seltsame Sache das. Zwei Dinge sind mir unklar. Erstens: mir ist unklar, wie es dazu kommen konnte, daß überhaupt mehr Stimmzettel ausgeteilt wurden, als Stimmberechtigte anwesend waren. Zweitens: wer immer da gemogelt hat, war sicher nicht das hellste Licht am Sternenhimmel – kann man sich doch denken, daß das rauskommt, daß am Ende mehr Stimmen abgegeben wurden, als Abgeordnete anwesend waren. Dafür muß man ja nun wirklich nur Eins und Eins zusammenzählen können.

Apropos »Eins und Eins zusammenzählen« – da geben sie ein gutes Stichwort. Können sie uns vielleicht die spezielle Stimmverteilung dieser dubiosen Wahl mal vorrechnen und somit aufzeigen, was da verkehrt gelaufen ist? Ja, was wollen Sie da von mir hören? Sechsendachtzig Abgeordnete waren anwesend, Achtundachtzig Stimmzettel wurden abgegeben. Achtundachtzig weniger Sechsendachtzig macht Zwei, also waren letztlich zwei Stimmzettel zuviel im Kasten. Aber das ist ja wohl nichts, was Sie nicht selbst ausrechnen könnten, oder? Hat Ihr Blättchen sonst nichts zu berichten oder warum stellen Sie mir hier so eine alberne Frage?

Also bitte, ich hole doch lediglich den Rat eines Experten ein. Das macht man heutzutage so. Und in punkto Rechnen sind nun mal Sie der Experte, oder sehen Sie das anders? Ach, Firlefanz! Wozu suchen Sie denn Experten zu einer Frage, die Sie sich selbst beantworten können? Sie kalkulieren doch bloß auf meinen großen Namen und wollen Ihr Magazin da irgendwie voll bekommen. Wenn Sie schon mal die Chance haben, etwas zu veröffentlichen, warum machen Sie da nichts Vernünftiges draus? Mal einen echten Beitrag zum Wahlbetrug, mal ein bißchen recherchieren, statt nur irgendwen zu suchen, damit der nun auch noch seinen Senf dazu gibt? Sie sind doch bestimmt auch so einer, der die Zahlen ausschreibt, anstatt Ziffern zu benutzen, nur um am Ende zur gewünschten Zeichenzahl für Ihren Beitrag zu kommen, nicht wahr?

... Herr Ries ... Und sonst so? Ja, was soll schon sein? Ich bin seit geraumer Zeit tot, aber davon mal abgesehen geht's mir prächtig. Haben Sie vielleicht sonst noch irgendeine blödsinnige Frage, die Sie mir gern stellen möchten?

Herr Ries, die Fragen hier stelle immer noch ich, haben wir uns da verstanden? Ja, aber da haben Sie sich verrechnet, mein Lieber. Guten Tag.

ELEGANTE

© ULF JALZMANN



www.flausen.net

schauplatz am dom.

Mit dem »Schauplatz am Dom – Theater, Musik & mehr« startete im Juni in Erfurt ein neues Kulturprojekt.

Als Idee schwelte es schon länger, durch Widrigkeiten wurde es fast verworfen und dann kam alles doch noch, und zwar im Eiltempo. Aber ich beginne am Anfang.

Bereits zwei Jahre lang hegte Schauspieler und Regisseur Werner Brunngräber den Plan, mit Erfurt enger zu verwachsen, als dies bisher der Fall war. Doch wie es im Kreise Kulturschaffender so oft der Fall ist, stieß er sofort auf Probleme: Probe- und Auftrittsräume sind in Erfurt schwer zu finden. Für ein kulturelles Kleinprojekt gar einen Ort zu finden, der die Option zu wachsen bietet, das kann schnell in eine alternativlose Situation führen.

Wie mächtig die Kräfte sind, mit denen verhandelt werden muß, und wie überlegen manch Spontankonkurrent agiert, zeichnete sich für Werner gleich beim ersten Versuch ab. Er war 2008 Teil der Kulturinitiative, die ein altes, leerstehendes Straßenbahndepot in der Magdeburger Allee erwerben wollte, um dort ein Kulturzentrum zu initiieren. Ein plötzlich auftauchender Mitinteressent führte im April 2009 zum vorläufigen Ende des Vorhabens – bei den Erfurter Politmächtigen punktete die Idee einer Werkstatt für Oldtimer höher.

Der Bildhauer Gernot Ehrsam wurde 2009 im Rahmen des »Schillerprojektes« auf Werner aufmerksam. Gernot hat sein Bildhaueratelier seit drei Jahren in der Domstraße 1a. Er erzählt, daß in der ersten Zeit oft irritierte Stammkunden des davor ansässigen Getränkemarktes zu ihm kamen und es seitdem ein sozialer Ort geblieben ist, an dem immer wieder Menschen stranden.

Gernot hatte bereits einiges von Werner gesehen, und als dieser für sein Stück »Bureau Atlantik« keine Spielstätte fand, bot Gernot ihm kurzerhand einen Raum und baute dem Theaterstück sogar Bühne und Tribüne am Ort seines Ateliers. Es folgten nicht nur die eine geplante, sondern insgesamt zwanzig Aufführungen. Gernot sah dies als erfolgreich absolvierte Probezeit und dann ging alles recht schnell. Mit ins Boot stiegen die Schauspielerin Katrin Heinke und der Puppenspieler Ronald Mernitz. Zusammen entwickelten sie das Konzept einer »Symbiose von Bildnerischem und Schauspielerischem«. März 2010 der Vertrag, ab Mitte Mai 2010 die räumlichen Umbauten und innerhalb von zwei Wochen – Simalabim – ein Kulturhaus. Besonderen Anteil am Zustandekommen des Projekts haben die Verwalter des Domplatz-1a-Geländes, das schwäbische Ehepaar Adelheid Burghard-Hartmann und Manfred Hartmann, und ihr Interesse an der Erfurter Kulturszene.

Als Konzept benennt Werner drei Säulen. Der Schauplatz bietet den Kulturschaffenden 1) einen Arbeitsraum, 2) eine Spielstätte, und schafft darüber hinaus 3) einen kulturellen und künstlerischen Bildungsort. Gernot, Werner und Ronald arbeiten bereits als Dozenten an der Universität Erfurt. Traumhaft wäre, nach knapp 60jährigem Dornröschenschlaf vielleicht irgendwann wieder eine Kunstakademie in Erfurt zu erwecken. Aber das sei Zukunftsmusik. Gegenwärtig ist nach der Sommerpause ab August/September 2010 eine zunächst jeweils einwöchige Spielzeit monatlich geplant. Jeder kann das Programm mitgestalten, der einen – wie auch immer gearteten – schauspielerischen Beitrag einbringen möchte. Die Räumlichkeiten können zudem kostengünstig als Proberäume gemietet werden, denn die Begründer des Projektes haben die Schwierigkeiten nicht vergessen, die entstehen, so man nicht gerade ein Domstufenfestspiel veranstalten möchte.

Der »Schauplatz am Dom« will bunte Vielfalt und dieser Vielfalt einen »offenen Raum« bieten. Vor einer kleinen Bühne haben 50 bis 60 Personen im Zuschauerraum Platz. Der extra zur Eröffnung erschienene Kultusminister Christoph Matschie prophezeit dem neuen Kulturort: »Aus der Sicht eines Politikers kann ich sagen, daß man nicht unbedingt eine große Bühne braucht, um großes Theater zu machen.« Und wenn schon der Kultusminister Kultur explizit als »ein Stück Pfadfinder der Gesellschaft« erachtet, ist zu hoffen, daß die Oberhäupter unserer Landeshauptstadt sich angesprochen fühlen und den für sie so mühsamen Pfad der nicht auf Hochglanz polierten Kultur doch noch finden. So Erfurt, liebe diesen Schauplatz ... und mehre ihn!

Marion Mayer



Foto: Marion Mayer

töten im thüringer wald!

Jedes Jahr die gleiche Operation! Auf den Höhen des Naturparks Thüringer Schiefergebirge empfängt die Familie Berger in ihrem Gasthof »Sommerhaus« eine kleine verschworene Gruppe aus Künstlern und Akademikern auf der Suche nach Zerstreuung.



Janine, Ronny und Matthias – die Mordredaktion verleiht dem Sommerhaus einen einheitlichen Ton. Foto: Beate Weigelt

Da sind ein ruchloser Geschäftsmann, der eine illegale Pferdeschlachterei betreibt, ein desolater Anwalt, der mit der Russenmafia kollaboriert, eine verschwiegene Buchhalterin auf der Jagd nach der großen Liebe, eine erfolgreiche Krimiautorin, ein verkannter Komponist, ein kiffender Arzt, eine betrogene Ehefrau mit Mordgelüsten und eine sensationsgeile Immobilienmaklerin. Im Schatten der Tannen kommen sie zusammen, um dem Laissez-Faire-Dasein zu frönen. Doch im Sommer 2010 wird das harmonische Miteinander auf einmal zerrissen, als ein Journalist in dem Idyll auftaucht, Fragen stellt und eines schönen Morgens mit einer Axt im Schädel aufgefunden wird. Ein verkorkstes Image ist das Letzte, was die Familie Berger braucht, und auch jeder der Gäste ist um seine Leichen besorgt. Anstatt die Polizei zu verständigen, beginnt man auf eigene Faust mit der Aufklärung des Mordes. Und dies gedeiht zu einer »Achterbahnfahrt der Anschuldigungen, Intrigen und menschlichen Abgründe«. So versprechen es zumindest die Macher des Sommerhauses.

»Das Sommerhaus« ist interaktiverer Fortsetzungsroman, der seit dem 10. Juni von der Literaturagentur ConWord veröffentlicht wird. Zwölf Autorin-

nen und Autoren aus Deutschland und Österreich arbeiten an der Geschichte. Für sechs Monate gibt es jeden Donnerstag ab 20 Uhr eine neue Folge zu lesen, die von jeweils einem Schreiber erstellt wird. Es handelt sich dabei um Laien und professionelle Autoren, Studenten, Angestellte und Selbstständige, die die psychosozialen Hintergründe der Figuren leicht nachvollziehen können.

Matthias Seydewitz, Initiator des Projekts, Schriftsteller und Geschäftsführer der Leipziger Literaturagentur ConWord, sagt: »Es war eine Herausforderung, alle und alle Ideen unter einen Hut zu bekommen. Aber wir haben aus einer Vielzahl von Bewerberinnen und Bewerbern die besten und engagiertesten Köpfe herausgesucht und mit viel Kompromiß- und Diskussionsbereitschaft eine spannende Geschichte erarbeitet.« Begradigt werden die Texte von der Germanistikstudentin Janine Kuske aus Magdeburg und dem Journalisten Ronny Ritze aus Erfurt. »Viele Köche verderben den Plot«, schmunzelt Ronny. »Solche Sprüche haben wir uns anhören müssen und uns deshalb auf einen recht einfachen Schreibstil geeinigt.« Janine ergänzt: »Wir haben auch nicht den Anspruch, einen herausragenden Gesellschaftsroman unserer Zeit zu schreiben oder einen Krimi à la Stieg Larsson. Wir wollen eine gute Geschichte erzählen, die unsere Leser für ein halbes Jahr fesselt, unterhält und neugierig macht.« Daß der Roman im Thüringer Wald spielt, ist übrigens kein Zufall. »Eine Großstadt oder ein Ballungszentrum war nicht förderlich«, so Matthias Seydewitz. »Wir haben ein abgelegenes Fleckchen Erde gesucht, auf dem wir unbemerkt Blut fließen lassen können, auf dem Ermittlungskräfte sich mit Fuchs und Hase Gute Nacht sagen und jeder verdächtigt wird, der fremd erscheint.« Und so lautet auch die Diagnose: Schwache Nerven ausgeschlossen!

Sandra Müller

» Hier geht's ins Sommerhaus: <http://sommerhaus.jimdo.de>

hessus und provinzschrei.

Der Sommer hat im Vergleich zu den anderen Jahreszeiten mindestens eine gute Seite: die Uhren ticken langsamer und es ist entspannter, wenn Ferien sind oder der Chef seinen Jahresurlaub in Spanien verbringt. Zeit also, Dinge zu tun, für die sonst keine Zeit bleibt: eigene Texte schreiben beispielsweise – und sich damit anschließend an einem Schreibwettbewerb beteiligen. Derzeit sind in Thüringen zwei ausgeschrieben.

Der eine ist für Thüringer Schülerinnen und Schüler und wird vom Suhler Provinzschrei e.V. und der dortigen Stadtbücherei veranstaltet. Zum Thema »Freiheit« können bis zum 30. Juli Kurzgeschichten und Gedichte, die eine Vorlesezeit von 15 Minuten nicht überschreiten, eingereicht werden. Die besten, von einer Jury ausgewählten, Texte werden in einer Anthologie veröffentlicht und mit Geldpreisen und Büchergutscheinen prämiert. Die besten drei Texte werden im Rahmen der »Provinzschrei«-Veranstaltungsreihe im September öffentlich gelesen.

Der Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb findet bereits zum elften Mal statt und richtet sich an junge Thüringer Autorinnen und Autoren zwischen 15 und 35 Jahren. Bei diesem von der Stadt Erfurt und dem Förderverein Humanistenstätte Engelsburg e.V. ausgerichteten Wettbewerb können Texte aller Genres eingesandt werden. Jede Einsendung kann nur ein Genre umfassen. Der Umfang für Prosatexte soll fünf Schreibmaschinenseiten bzw. für Lyrik drei Gedichte nicht überschreiten. Die Texte sollen in 7-facher Ausführung ohne Namens- kennzeichnung eingesandt werden. Die drei Hauptpreise sind mit 500, 400 und 300 Euro dotiert. Dazu werden drei Schülerpreise und ein Publikumspreis vergeben. Einsendeschluss ist der 13. September.

- » www.provinzschrei.de
- » www.hessus.eburg.de

leiden und eskapaden.

So eine wie Esther Wiesengrund gibt es bestimmt nicht noch ein zweites Mal. Davon ist auszugehen, weil sie die fiktive und also konstruierte Protagonistin in Maternus Milletts Roman »Alphacrash« ist, aber darauf ist auch zu hoffen, weil diese 39jährige Redakteurin einfach zuviel für diese Welt wäre. Esther erzählt uns ihre Geschichte aus Sicht einer Symbolanalytikerin, WG-Bewohnerin (ohne Mitbewohner), als Geliebte ihres Chefs. Noch bevor dessen Frau davon Wind bekommt, ist besagter Herbert bei Esther aber ohnehin schon durchgefallen, weil er sich schwach zeigt, ein Weichei ist, klar. Interessant wird er für sie erst wieder, als er bei einem Autounfall verunglückt und sie herausfindet, daß er in dubiose Bankgeschäfte verwickelt war. Esther ist gewitzt, emotional und unabhängig, sehr vielschichtig in ihrem Charakter und in diesen Punkten ein gutes Beispiel für die Darstellung der modernen Frau. Daß eine Frau aber hunderte Männer datet, um unter ihnen einen »Alpha-Plus-Mann« zu finden, der sie endlich schwängert, weil sie ihre biologische Uhr ticken hört, daß eine solche Frau von sich als »Weibchen« spricht und – ganz

in Analogie zum Mann – hormongesteuert durch die Gegend läuft – mal mit einer Korsettmacherin, mal mit einem Jugendlichen oder einer Hure schläft –, alles das will man eben auch nicht so recht glauben. Esther versucht, ihre Eskapaden vor dem Leser zu rechtfertigen, und meistens gelingt es ihr sogar, weil ihr Charakter eben so farbenfroh wie ein Pfauenschwanz angelegt ist. Millett, der in Weimar lebt und arbeitet, versteht es dabei durchaus zu polarisieren, nicht zuletzt hilft ihm dabei seine lakonische »Schreibe«. Aber ein bißchen drüber ist seine Esther eben doch, der schon mal ein »Oh wie geil« entfährt, wenn ihr das Korsett geschnürt wird, oder die beim Sex das Hohelied Salomos hört. Hoffentlich! – denkt sogar der männliche Leser – trifft die unromantische Esther bald ihren »Alpha-Plus-Mann«, und Hoffentlich! – denkt derselbe – klopft diese Frau nicht an meine Tür. (rf)

- » **Maternus Millett: »Alphacrash« ist im AAVAA e-Book Verlag als MINI-Buch erschienen, ISBN 978-3-86254-007-5, 9,95 Euro**

meinekultur.szenen einer stadt.

HipHop-Würste, ein Gemüseorchester und eine Würstigung auf dem Erfurter Domplatz – das war »MeineKultur« 2009. Auch in diesem Jahr will die LAG Soziokultur Thüringen wieder alle Blicke auf die soziokulturelle Vielfalt Thüringens lenken. Unter dem Titel »MeineKultur.Szenen einer Stadt« soll vom 9. bis 14. August die Heimat des KulturRiese-Preisträgers 2009 »art der stadt e.V.« vorgestellt werden. Auf Gothas Straßen und Plätzen, in den Häusern seiner Bewohner soll performt, getanzt, gefilmt und gefrickelt werden. Dazu finden verschiedene Projektwerkstätten statt. Die Angebote sind offen für alle und bieten verstecktem kreativen Potential einen Platz zur Entfaltung. Aber auch die Kulturhungrigen kommen auf ihre Kosten: Ausgestattet mit mobiler

Technik und bestückt mit Experimentalfilmen junger Künstler des »backup«-Filmfestivals wird mit einer Filmwanderung eine Stadtführung der etwas anderen Art angeboten. Doch bevor am 14. August 2010 mit einem »RiesenKulturSzenario« der neue KulturRiese gekrönt wird, Jack José mit »I don't wanna be a part of your revolution!« mit Knarz, Bass und Megafon die Tanzbeine elektrifiziert, zeigt einen Tag vorher der amtierende KulturRiese, »art der stadt«, in seiner Inszenierung von »Leonce und Lena«, was einen solchen ausmacht.

» Mehr Informationen unter:
www.soziokultur-thueringen.de
www.meinekultur.info

in hinterhöfen und klosterruinen.

Zum mediterranen Flair der Erfurter Altstadt im Sommer ist alles gesagt. Vor einer gastronomischen Einrichtung oder am Geräflüßchen zu sitzen, Bier oder Wein zu konsumieren und den Touristinnen und Touristen nachzuschauen, ist das eine; sich in Hinterhöfen oder Kloster ruinen ein Theaterstück anzuschauen, das andere. Wie in jedem Jahr bieten auch in diesem die freien Theatergruppen der Stadt hochklassiges Sommertheater.

In der Barfußerruine bringt das Neue Schauspiel zwischen dem 9. Juli und 7. August wieder eine Shakespearekomödie auf die Bühne: »Der Widerspenstigen Zähmung«, unter der Regie von Dominik von Gunten. Ein Stück über zwei Frauen, die unterschiedlicher nicht sein könnten: Sanft und vornehm, gebildet und höflich die eine. Provokant und schlagfertig, aufsässig und widerspenstig die andere. Die Erste, Bianca – Begierde der Männer von Padua. Die andere, Katharina – deren Schrecken. Außer für einen – Petruchio ... In zugespitzter grotesker Weise zeichnet das Stück Facetten der Liebe,

den Akt des Werbens als Kampf um Anerkennung und Selbstbehauptung. Zu erleben gibt es hitzige Gefechte, Täuschungen und Intrigen.

Das Erfreuliche Theater Erfurt dagegen bespielt zwischen dem 16. Juli und 1. August den Hof der Musikschule in der Turniergasse. Hier heißt es: »Herakles – völlig vom Sockel!« Dabei kann man erleben, wie Frau Schlögl und Herr Steiner mit ihrem »Museum Mobil« in die Vitrinen greifen, den Marmor zum Bröckeln bringen und Herakles, den größten Helden der Antike, herabholen von seinem hohen Podest. Eine Geschichte, komisch und tragisch zugleich, erzählt mit Knetmasse und Regenschirm, Wischmob und Wasserkocher ... Beste Unterhaltung an lauen Sommerabenden ist bei beiden Stücken garantiert. Und nicht vergessen: rechtzeitig Karten sichern!

» www.neues-schauspiel-erfurt.de
» www.erfreulichestheater.de

von menschen und wölfen. Von Stefan Werner

Was sagte Max Liebermann doch gleich? »Ick kann jar nich soville fressen, wie ick kotzen möchte.« Angesichts der aktuellen Ereignisse hat er zweifelsfrei recht. Hatten Lehman und Co. vor nicht allzu langer Zeit noch einen mächtigen Kupferbolzen im Liebestöter aus weißem Feinripp, kann man sie bereits wieder freudestrahlend in den VIP-Logen der Allianz-, Commerz-, DKB- und HSH-Nordbank-Fußballarenen beobachten. Dort schlürfen sie Austern und trinken Champagner auf ihren großen Coup. Außer die Kreide, die sie gefressen haben, hat sie es nichts gekostet. »Rettet uns«, haben sie an den Türen der Politik gesäuselt. In Demut und mit lieblicher Stimme Besserung gelobt, und jetzt stehen dieselben Finanzwölfe vor dem Europäischen Haus und pusten und pusten, während Merkel und Co. immer mehr Geld locker machen in der Hoffnung, daß die Strohütte hält. Aber was willst du von Leuten erwarten, die ihre Gesetze wie Energiedrinks und Käse nennen.

Kauft sich der Hartz-IV-Günter 'ne Flachbildglotze inklusive Sky, um sich Samstags die Eier auf dem Sofa zu kraulen, während der Bayernstar Arjen Robben in langer Unterhose über den Bildschirm tänzelt, hat er den Gerichtsvollzieher gleich inklusive und frei Haus. Wenn Ackermann und der Rest der Meute katastrophal wirtschaften – dann kommt Angie mit dem Milliarden-Geldsack. Wahrscheinlich hält Angie den Ackermann für einen verwunschenen Frosch, aus dem am Ende der Märchenprinz und Freund der Armen wird, wenn sie ihn nur oft genug ins Kanzleramt einlädt und von ihrem Tellerchen essen und aus ihrem Becherchen trinken läßt. Am Ende des Tages bleibt er der Wolf, der lediglich die eigenen Arme liebt, unter denen er das Geld der Anderen verteilt.

Und während Ackermann vor Lachen nicht in den Schlaf kommt, will das Kriseln nicht enden. Griechenland, BP, Michael Ballack, Horst Köhler – gut das kann man auch unter Erlösung verbuchen – und zu allem Überfluß der FC Carl Zeiss Jena. Aber was Angie kann, kann Thüringens Wirtschaftsminister Machnig schon lange. Dabei erinnert das alles doch sehr an Ephraim Kishons Jüdisches Poker, dessen Spielidee denkbar einfach ist: Je absurder die Ansage, desto wirkungsvoller der Bluff. Damit liefert das Spiel eine wertvolle Anleitung zum besseren Verständnis der heimischen Anti-Krisen-Wirtschaftspolitik. Dementsprechend wird in den öffentlichen Verlautbarungen stoisch die Standortfrage und die wirtschaftliche Bedeutung des krisenge-

beutelten Clubs an der Saale postuliert. Zu guter letzt gilt gerade in Krisenzeiten immer noch die alte Weisheit: »panem et circenses« – Brot und Spiele. Und nur deshalb läßt sich Politik immer wieder hinreißen und sitzt bereits auf der Tribüne, noch bevor der Spieler und der Fan das Stadion betreten.

Soziologen befürchten mehr denn je unkontrollierbare Reaktionen auf die unsicheren Zeiten. Die Oberschlaunen sprechen da von Rebellionspotential und der Suche nach Sicherheit in religiösen Gemeinschaften oder Vereinen. Was weder den Wölfen noch den Schweinchen und Geißleins so richtig schmeckt, weil diese Form der wachsenden Selbstorganisation unkontrolliert von der Öffentlichkeit abläuft. Man könnte auch sagen, da haben einige die Buxe voll. Und genau an dieser Stelle springt mal wieder der Frosch ins Wasser. Denn Fußball ist eben mehr als nur Spiel und Brot, es ist Beruhigungsspiel. Den VIPs kommt es sehr gelegen, wenn Patienten wie ich jedes Wochenende mit Tausenden Frustrierten in die Stadien pilgern und sich mit Schlachtrufen und Chorälen zum Fußballgott bekennen, statt mit Mistgabeln und Schaufeln vor den Türen und Fenstern ihrer Villen zu stehen, um den so »hochverdienten« Sonntagsbrunch zu versauen. So bleibt alles wie es ist: Fußball als anachronistischer Traum nach Geborgenheit in einer gerechten Welt. Auch in der neuen Saison 2010/2011 bleibt der RWE das Spiegelbild gesellschaftlicher Erwartungen, mit dem Problem, daß diese schnell weit über das hinaus gehen, was die Realität zuläßt.

Ja, es gibt viel Gemeinsames zwischen Fußball, Politik und Gesellschaft. Die allgemeine Aufbruchstimmung der 60er Jahre und das Wirtschaftswunder verliefen Hand in Hand mit der Fußballerfolgsära Beckenbauer, Müller und Netzer. Heute dagegen lassen die Fußballikonen Matthäus, Bierhof und Co. nur einen Schluß zu: Wir brauchen dringend Reformen.



der schöne schein. Von Peter Raulfs

Die Geheimnisse der Weinflaschenetiketten (2)

Ich gebe es zu – manchmal bin auch ich Etikettentrinker. Denn irgendwann kommt der Moment, da muß ich mich entscheiden zwischen Weinen, die gleich vielversprechend erscheinen, die beide von vertrauenswürdigen Produzenten abgefüllt wurden – irgendwas muß da ja letztlich den Ausschlag geben, und manchmal ist es eben die Tatsache, welches Etikett mir am meisten zusagt. Dagegen ist auch nichts weiter zu sagen, sofern man nicht allein nach der Verpackung geht und bereits das viel wichtigere Kriterium erwogen worden ist, was für ein Gesöff nun in der Flasche lauert.

Die Beurteilung eines Weins nach dem Etikett erscheint um so heikler, da Geschmack oder Geschmacksverirrung so gut wie keinen Aufschluß über die Qualität des Inhalts geben, denn in allen Güteklassen ist so gut wie alles vertreten: klassisch, altbacken, modern, überladen, kitschig, minimalistisch.

Da beklagte sich der Leitartikler einer österreichischen Weinzeitschrift kürzlich über die vermeintliche Verschnarchtheit deutscher Flaschengestalt sowie über die seiner Ansicht nach nicht mehr zeitgemäße Verwendung brauner Flaschen – und tatsächlich, es sehen ja wirklich viele Weine äußerlich so aus wie noch vor vierzig Jahren, mit Familienwappen und Frakturschrift, und entsprechen so gar nicht heutigen Design-Vorstellungen. Doch was besagt das schon? Es kann ja bedeuten, daß sich hinter dem Wein ein Produzent verbirgt, der den Wein immer noch so macht wie vor drei Jahrzehnten, als er hierzulande seinen qualitativen Tiefpunkt durchschritt, und der seitdem nichts dazugelernt hat – muß es aber nicht! Tatsächlich gibt es eine ganze Reihe von Weingütern, die Spitzenerzeugnisse herstellen, die aber äußerlich extrem altbacken daherkommen. Die Wahrheit ist hier, daß sie es schlicht nicht nötig haben, sich Mode und Zeitgeschmack anzupassen. Gerade renommierte

und traditionsreiche Weinerzeuger dürften Wert darauf legen, ihre Weine nicht als Modegesöff zu präsentieren, was durchaus nicht heißt, daß die Weinerzeugung sich nicht auf der Höhe der Zeit befände.

Gleiches gilt für den Fall am anderen Ende der Geschmacksskala. Da gibt es junge, innovative Winzer, die Klasse Stöffchen machen und die sich äußerlich angemessen modern und zeitgemäß präsentieren. Dagegen kann es ebensogut sein, daß hinter dem Design der Aufmachung bloß eine belanglose Massenplörre steht, die ein ahnungsloses Supermarktpublikum ansprechen soll. Wie dem auch immer sei – festzustellen gilt, daß die Gestaltung des Etiketts allein darüber noch nichts aussagt. Das gilt sinngemäß auch für das Behältnis, die Flasche. So mag es sein, daß beispielsweise die Bocksbeutel-Flasche, die in Franken verwendet wird, gerade beim jüngeren Weinkonsumenten ungefähr so ansprechend wirkt wie eine Kuckucksuhr oder die gehäkelte Klorolle hinter der Heckscheibe des Mittelklassewagens. Dennoch sind darin auch international anerkannte Spitzenweine zu finden, bei denen es schade wäre, wenn einen die Verpackung davon abgehalten hätte, sie zu probieren. Ebenso wenig Bedeutung sollte man auch der Flaschenfarbe beimessen, die in Deutschland zumeist traditionell geprägten regionalen Vorlieben folgt, mal grün in allen Nuancen, mal braun ist, aber eben keinen Aufschluß über die Qualität des Inhalts liefert.

Da können sich Weintrinker wie Weintrinkerin wenden, wie sie wollen: die Beschäftigung mit dem Thema ist unabdingbar für alle, die nicht nur nach alkoholischen Getränken dürstet, sondern auch nach Kompetenz und Urteilsvermögen. Wer dies allerdings erworben hat, der kann dann am Ende schon einmal guten Gewissens zu der Flasche greifen, die ihm optisch am besten gefällt – soweit dies das letzte Entscheidungsmerkmal ist.



Ich hab Bock auf Schokoschock.

Förderabo jetzt abschließen!

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort
E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte freimachen.

AN
hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

In der Reihe »Aus der Provinz« beschäftigen wir uns in diesem Jahr mit Thüringer Städten, die abseits der Kulturzentren Erfurt-Weimar-Jena liegen. Wie ist das kulturelle Klima vor Ort, welche Akteure wirken und wie sehen diese ihre Stadt und deren Zukunft? Zweite Station auf dieser Reise ist Gotha. Die ehemalige Residenzstadt ist reich an Geschichte und stand in früheren Jahrhunderten Städten wie Weimar und Erfurt in ihrer Bedeutung kaum nach. Heute wird die Stadt an der Via Regia kaum noch wahrgenommen. Ein Grund für uns, die 25 Kilometer nach Westen zu fahren und nachzuschauen.

was uns fehlt, ist die heimat.

Ein Interview mit Mathias Baier, Projektleiter des »art der stadt e.V.« und Mitglied des Stadtrates in Gotha, über lange historische Schatten, basiskulturelle Arbeit und dem Traum vom Kulturhaus.



Gotha hat kulturhistorisch einiges zu bieten: die größte barocke Schloßanlage Deutschlands, das erste feste Theaterensemble in Deutschland, Gotha ist Keimzelle des modernen Versicherungswesens, in Gotha fand der Gründungs

parteitag der SAPD statt, ein wichtiger Punkt für die Arbeiterbewegung. Wovon ist denn das kulturelle Klima in Gotha heute geprägt? Durchaus von den großen Schatten unserer Historie. Die prägen die Stadt bis heute sehr und sind andererseits auch eine große Herausforderung. Das heißt, nach wie vor ist die »Stiftung Schloß Friedenstein« mit ihrer Sammlung, das Schloß als Wahrzeichen und alles was in ihm steckt ein kulturelles Pfund, mit dem wir wuchern können. Nichtsdestotrotz gibt es darüber hinaus Institutionen und Einrichtungen, die das kulturelle Bild der Stadt prägen. Das fängt an mit der Thüringen Philharmonie, ist stark von den ganzen musealen Angeboten der Stadt geprägt und mündet letztendlich in vielen kleinen zeitgenössischen kulturellen Aktivitäten, wie wir sie als »art der stadt e.V.« eben auch mitgestalten.

Nachdem Gotha vor einigen Jahren zur »Seniorenresidenz« umgestaltet werden sollte, heißt der neue Leitspruch der Stadt nun »Gotha adelt«. Ist das die kulturpolitische Vision, auf die Gotha gewartet hat? Es ist zunächst einmal eine Vision und vielleicht auch eine, die über die der Seniorenresidenz hinausgeht. Wie weit sie darüber hinausgeht, das mag ich im Moment nicht beurteilen. Ich habe eine persönliche Meinung zu diesem Leitmotiv bzw. Claim und kann »Gotha adelt« als metaphorische Übertragung sehr wohl

tragen. Es gibt in Gotha vieles, womit man sich »rühmen« kann, womit sich die Gothaer in diesem Zusammenhang identifizieren können. Und wenn man »adelt« als sich darüber identifizieren definiert, dann kann ich dieses Leitmotiv unterstützen. Schwieriger wird es, wenn ich es als Claim betrachte, der sich zum einen ausschließlich der adligen Vergangenheit bedient und gleichzeitig darüber eine Zukunft entwickeln will. Adel ist für mich nicht per se mit positiven Assoziationen verbunden. Daß wir mit dem »Gothaer Adelskalender« und den verwandtschaftlichen Beziehungen zu den europäischen Adelshäusern einen starken Bezug dazu haben, läßt sich aber auch nicht abstreiten. Für mich kann das also ein Motto sein, welches funktioniert, wenn der Inhalt dahinter wesentlich breiter definiert ist.

Der Claim »Gotha adelt« ist Teil des sogenannten »Masterplans 2010+«, der in den letzten Monaten entwickelt wurde, und so etwas wie ein Marketingkonzept für Gotha ist. Wie und von wem wurde das Konzept erarbeitet? Es gibt seit einigen Jahren Bemühungen, ein Leitmotiv für Gotha zu finden, was wirklich sehr, sehr schwierig ist, weil Gotha sich nicht durch ein Alleinstellungsmerkmal auszeichnet. Das Alleinstellungsmerkmal Gothas ist seine Vielfalt. Und das macht es natürlich schwierig, etwas in einem Claim zu bündeln und dabei alles fassen zu wollen. Das heißt, man müßte schon eine sehr weite Übertragung finden. Damit bleibt man aber auch sehr vage. Jahrelang wurde genau das versucht, seitens der Stadt und deren kulturellen GmbHs, mit sehr geringem Erfolg. Wir haben nun erstmalig mit der neu gegründeten KulTourStadt GmbH und Herrn Schiefelbein, als eine Art Kulturdirektor, und weiteren Akteuren der Stadt Gotha starke kulturelle Aktivitäten und Visionen zu

verzeichnen. Grundsätzlich fehlt mir allerdings noch ein wenig der Prozeß der Entwicklung. Der soll jetzt aber beginnen, das heißt, das Motto »Gotha adelt« soll gefüllt werden. Dies soll in Diskussionen und Diskursen passieren, unter Einbeziehung der Gothaer Bürger und der kulturellen Träger, so wurde es von der Stadt auch angekündigt. Ich persönlich, als basiskulturell geprägter Mensch, hätte mir das andersherum gewünscht. Eigentlich hätte man sich zuerst durch das wahrscheinlich sehr, sehr tiefe Tal der Debatten kämpfen und Inhalte ausloten müssen, um zu so etwas wie einem kulturellen Kern vorzustoßen, aus dem man dann ein Motto oder einen Claim entwickelt. Ich verstehe aber auch den Pragmatismus der Stadt, da bei solchen Debatten immer auch die Gefahr besteht, daß man unglaublich viel Zeit damit verbringt und vielleicht auch verbrennt, ohne daß man zu einem zufriedenstellenden Ergebnis kommt. Der »Masterplan 2010+« ist ein reiner Marketingplan, das muß man klipp und klar sagen. Deshalb hoffe ich sehr, daß die Diskussion nun einsetzt, die die eigentliche Füllung des Claims »Gotha adelt« ausmachen soll. Und dabei sollten nicht nur touristische Aspekte eine Rolle spielen und Gotha sich nicht allein an der Quantität seines Erscheinens in irgendwelchen Hochglanz-Adelsgazetten messen, sondern an der tatsächlichen, für den Bürger gestalteten und vom Bürger aktiv gelebten Kultur.

Im Gegensatz zum allgemeinen Trend, die sogenannte Kreativwirtschaft und freie Kulturprojekte in das Stadtmarketing einzubeziehen, spielt dieser Aspekt im Marketingkonzept der KulTourStadt Gotha GmbH praktisch keine Rolle. Gibt es in Gotha überhaupt so etwas wie eine freie Kulturszene?

Ja, es gibt sie. Sie ist allerdings überschaubar. Es gibt mehrere Vereine, die sich entweder ausschließlich oder auch in Teilen ihres Arbeitsfeldes einer kulturellen Arbeit widmen, bei der – aus meiner Sicht – Beteiligung und damit auch eine soziale Komponente hinein spielen. Dies ist für mich auch die Definition von Soziokultur, daß sie einerseits grundsätzliche soziale Kompetenzen vermittelt und andererseits Beteiligung ermöglicht. Die Aktivsten in diesem Feld sind zweifellos wir, der »art der stadt e.V.« Gotha. Darin sehen wir als kultureller Träger überhaupt unsere Hauptaufgabe. Für uns ist Kultur ein Mittel, um Teilhabe zu ermöglichen und gleichzeitig

das kreative Potential zu entfalten. Wir betrachten uns zum einen als Plattform, die jegliche kulturelle Betätigung ermöglichen soll und dafür lediglich das Know How und Räume zur Verfügung stellt, veranstalten zum anderen aber auch eigene Kunst- und Kulturprojekte. Weitere Vertreter der freien bzw. soziokulturellen Szene in Gotha sind zum Beispiel die Kinoinitiative im »Londoner«, die sich inzwischen allerdings auch unter unserem Dach organisieren, oder der Komppottpora e.V., der den Schwerpunkt zwar in der Stadtteilarbeit hat, aber zweifellos auch Kulturarbeit leistet. Für mich gehört auch der Kinderclub »Früchtchen« dazu, der neben Angeboten für Kinder auch Workshops und kulturelle Veranstaltungen durchführt. Und außerdem noch ein Kreis an freien Künstlern.

Der »art der stadt« hat im letzten Jahr den Förderpreis der Soziokultur in Thüringen, den KulturRiesen, bekommen. Ihr macht seit mehr als 15 Jahren Kulturarbeit in Gotha. Kannst du eure Arbeit kurz vorstellen? Wie gesagt, im Grunde genommen sind wir eine Plattform. Unser Verein hat derzeit etwa 100 Mitglieder. Der Schwerpunkt unserer Arbeit ist Theater, im speziellen das Amateurtheater. Wir sind Träger eines eigenen Ensembles. Wir haben darüber hinaus aber auch den Anspruch, jeglichen anderen Künsten Raum zu bieten. Das schließt die Literatur ein, das schließt Musik ein, bildende Kunst usw.

Welche Erfolge konntet ihr verbuchen? Wir sind mittlerweile fünfzehn Jahre alt und ziemlich zäh geblieben. Wir haben eine Geschichte, die sehr von Wanderschaft geprägt ist. Im Ursprung gab schon einmal so etwas wie ein echtes soziokulturelles Zentrum auf fast 1000 qm, die ehemalige Kaserne in der Bürgerau. Da hatten wir natürlich ideale Bedingungen, rein räumlich gesehen. In der Struktur waren wir damals natürlich noch längst nicht soweit entwickelt wie heute und haben sehr viel Lehrgeld bezahlt. Wider anderslautender Aussagen mußten wir damals aus diesen Räumen weichen. Anschließend sind wir von einem Ort zum nächsten gezogen und waren oftmals nur auf ein Büro beschränkt. Wir haben es aber trotzdem über die Jahre geschafft, eine gewisse Kontinuität herzustellen, haben Theaterinszenierungen, Ausstellungen, Lesungen und andere Veranstaltungen organisiert.

Immer wieder an unterschiedlichen Orten. Seit 2004 ist, zumindest was die Wanderschaft betrifft, ein bißchen Ruhe eingekehrt. Wir haben in der Mönchelsstraße einen zentralen Punkt gefunden, der zwar weniger Raum zum Handeln sein kann, aber immerhin Raum für Struktur und Organisation bietet. Seither ist es uns gelungen, sowohl qualitativ, als auch quantitativ einen Quantensprung zu machen. Das muß man ganz klar so sagen. Wir hatten im letzten Jahr mehr als 5000 Besucher in unseren Veranstaltungen. Dazu haben wir eine kontinuierliche Kurs- und Angebotsstruktur aufgebaut, was bedeutet, daß wir im Monat mit durchschnittlich 300 Kindern und Jugendliche in unseren Projekten arbeiten. Speziell das letzte Jahr war mit dem TramTheater, dem AvantArt-Amateurtheaterfestival und der Open-Air-Tournee »Auf hoher See« sehr erfolgreich, hat aber auch sehr viel Kraft gekostet, da ein Großteil der Arbeit nach wie vor ehrenamtlich geleistet wird. Und dies, obwohl wir inzwischen fünf hauptamtliche Mitarbeiter haben. Das sind aber unter genauer Betrachtung prekäre Arbeitsverhältnisse, denn in der Regel reden wir von halben Stellen, in denen die Pädagogen und Projektleiter dann trotzdem 40, 50 oder 60 Stunden in der Woche arbeiten, weil sie einfach mit Herzblut dabei sind.

Wo lagen bzw. liegen im Moment die Schwierigkeiten für den »art der stadt«? Wir haben in den letzten Jahren eine steile Entwicklung hingelegt. Aber wir sind jetzt tatsächlich gerade wieder an einem Punkt, an dem der nächste Schritt folgen muß. Es muß schnellstens eine Verortung stattfinden, im Sinne eines gemeinsamen Handlungs-, Produktions- und Organisationsraumes, in dem sich alles gegenseitig befruchtet. Wenn dieser Schritt jetzt nicht folgt, besteht aus meiner Sicht erneut die Gefahr, daß das, was gewachsen ist, wieder auseinanderbricht. Was uns im Moment am meisten fehlt, sind Räume und eine Heimat. Wir haben im Moment nur Orte (die dazu noch über die ganze Stadt verteilt sind), an denen wir arbeiten. Im Proberaum wird geprobt, im Büro wird organisiert und im Lager wird Kulisse gebaut. Es gibt keinen Ort, an dem wir uns treffen und einfach einmal spinnen, dasitzen und klönen

können. Um dann beispielsweise zu sagen: »Ach, ich gehe jetzt mal in die Dunkelkammer und werde kreativ, weil ich gerade den richtigen Input von Dir bekommen habe.« Das fehlt und dadurch fehlt so ein bißchen das Familiäre. Wir können es uns aber nicht länger erlauben, unsere Familie zu vernachlässigen.

Wo siehst du den Verein in zehn Jahren? Unser Bild eines Kulturhauses würde sich im dem bereits existierenden Gothaer Kulturhaus selbstverständlich finden. In Verbindung mit anderen Nutzern könnte man dieses Haus dann tatsächlich mit dem füllen, was draußen dran steht, d.h. mit Kultur. Im Augenblick müßte das Haus Gastspielhaus heißen, weil es das zur Zeit ist, ein reines Gastspielhaus und ein Depot für die Stiftung Schloß Friedenstein. Wir wollen ein gelebtes Kulturhaus, und selbstverständlich gern in diesem Haus, nicht zuletzt, weil es sich von den Räumlichkeiten und der Lage her anbietet. Das ist unser klar formuliertes Ansinnen und das findet bei der Stadt durchaus Gehör. Allerdings muß zuvor die Zentraldepotfrage für die Stiftung geklärt sein und das kann noch einige Jahre in Anspruch nehmen. Diese Zeit haben wir aber nicht mehr, weshalb wir im Moment nach einer anderen Variante oder einer Interimslösung suchen. Für mich persönlich gibt es also nur zwei Möglichkeiten: Wir sitzen in einem Haus, z.B. dem Kulturhaus, welches wir bespielen und nutzen, wo die Türen offen stehen, die Leute kommen, produzieren, konsumieren, arbeiten, leben, Kultur erleben. Das ist meine Vision. Sollte uns das nicht gelingen, dann sehe ich die Zukunft des Vereines gefährdet. Dann werden wir die kreativen Köpfe, die wir im Moment binden, verlieren. Sie werden dahin gehen, wo sie sich entfalten können, und dafür habe ich volles Verständnis.

Was wünschst du dir kulturell für Gotha? Ein Kulturhaus. Nicht nur, aber auch aus der Sicht unseres Vereins, nur das, neben einer gewissen finanziellen Unterstützung natürlich. Aber am dringendsten brauchen wir im Moment die Räume.

Interview: Thomas Putz & Alexander Platz
Foto: Bernd Seydel





die kulturschule.

Wenn ich gebeten würde, die Kulturlandschaft Gothas zu beschreiben, fielen mir verschiedene Metaphern ein. Man könnte von einem Käse sprechen, schon ein wenig alt und zäh, an manchen Ecken leicht stinkig, dennoch mit einem ganz eigenen Geschmack und für viele Menschen durchaus ansprechend. Aber das würde im Ganzen ein zu negatives Bild zeigen und nicht ausreichen.

Besser wäre es, sich eine Schule vorzustellen, der langsam, aber sicher die Schüler ausgehen. Es gibt alte Hasen in Form von Lehrern, die an Bewährtem festhalten und ihren Unterricht nach Schema F seit Jahren durchziehen, ein paar jung Neulinge, die mit viel Energie und Elan ausgesprochen kraftvoll agieren und hin und wieder leicht über das Ziel hinausschießen. Und es gibt Vorrüheständler, die sich immer mal wieder einmischen wollen und ihre verstaubten Ansichten am liebsten wieder aufleben ließen. Der Direktor versucht, des ganzen Herr zu werden, und übersieht schon mal die Interessen der Schüler bei dem Versuch, Kosten und Nutzen zu überblicken. Am schlimmsten aber sind manche Eltern, die den wirklichen Bezug zu verlieren scheinen und immer nur schnelle, gute Ergebnisse ohne großen Aufwand sehen wollen. Ihre Mitsprache ist durchaus gewünscht, jedoch nicht immer von reellen Ideen begleitet. Es müßten alle zusammenarbeiten, damit ein vorzeigbarer Jahrgang zu Stande kommt.

Die Tradition der Gothaer Kulturlandschaft ist unbestritten und reicht ohne Übertreibung Jahrhunderte zurück. Doch da Kultur immer, damals wie heute, von Gönnern abhängig ist, muß hier aus überschaubaren Mitteln viel gemacht werden. Dabei beschwert sich jeder, daß die Geldhähne immer nur für andere offen sind und sich in falschen Bereichen ergießen. Nun bin ich als Mitglied der jungen Wilden in Gotha natürlich voreingenommen und glaube auch, im Becken mit dem wenigsten Wasser zu sitzen, denn frei Bahnen zu zie-

hen, ist wirklich nicht drin. Aber schwimmen will auch gelernt werden. Und man möchte ja nur die Beine ins Wasser halten.

Als junger Wilder schaut man natürlich auf die älteren Freischwimmer im Becken. Seit ein paar Jahren verwaltet eine GmbH die kulturellen Belange der Stadt Gotha, da man beschloß, jegliche Angelegenheiten dieser Art quasi auszulagern. Dies ist schon immer umstritten gewesen, hatte es neben offensichtlichen Vorteilen für die Stadt doch auch Nachteile für manche Kulturschaffende. Die sog. WiBeGo Service GmbH (jetzt KulTourStadt Gotha GmbH) wurde in der Stadt auch schon mal als Abkürzung für »Wir BEScheißen GOtha« genutzt. Sicherlich maßlos übertrieben und unfair, aber wer bin ich, daß ich gegen eine Stadtmentalität oder gar den Volksmund aufbegehre. Zweifelsohne hat diese GmbH sehr viel Gutes bewirkt, so z.B. der unermüdliche Kampf, ein umfangreiches Jahresprogramm für Gotha auf die Beine zu stellen. Dazu gehören das Gothardusfest, das Barockfest, die Kulturnacht, das Ekhofffestival und noch vieles mehr. All diese Veranstaltungen sind immer gut besucht, und die Stadt scheint dann aus allen Nähten zu platzen. Aus allen Häusern quetschender Enge waren sie ans Licht gebracht. Die Innenstadt ist beim Gothardusfest beispielsweise so überfüllt, man muß sich an der Hand nehmen, wenn man nicht allein unterwegs ist, weil der Partner oder der Freund einfach in der Masse verloren gehen kann. Überall sind Bühnen und Stände aufgebaut, damit auch

jedes Besucherherz etwas Anregendes finden kann. Wenn es in der Schule ein kaltes Buffet des Unterrichts gäbe, dann sähe das so aus.

Der Gegenpol ist der Alltag, an dem die Bordsteine bereits 18 Uhr hochgeklappt werden und die Stadt wie ein leeres Schulgebäude wirkt, viele Räume zur Entfaltung, aber es ist keiner da, der sich meldet. Naja fast. Natürlich gibt es einige, die versuchen, diese Räume zu füllen. Aber Kultur ist schon immer ein hartes Pflaster gewesen und alle, die sich damit befassen, können leicht zur Zielscheibe von Spott und Hörensagen werden. Dabei hat Gotha so viel Potential. Unzählige Vereine, die sich bemühen, ein schöneres Bild Gothas zu malen. Manche nutzen Grundfarben, andere zeichnen mit Tusche und wieder andere experimentieren mit allem, was sich findet. Doch was ist, wenn das Publikum schwindet? Was ist, wenn die Kulturschaffenden immer mehr zu ihren eigenen Gästen werden? Die KulturTourStadt Gotha GmbH kann nicht alle kulturellen Wünsche befriedigen und daher ist es gut zu wissen, daß es viele andere Institutionen und Vereine gibt. Doch die von manchem empfundene Alleinstellung der GmbH in Sachen Kulturraum und Gebäudeverwaltung hat schon oft zu Keilereien geführt.

Es ist einfach schade, daß eine so wunderbare Stätte wie das Kulturhaus Gotha, welches ungeahnte Möglichkeiten bietet, nicht mal annähernd so ausgelastet ist, wie es das sein könnte. Schade ist auch, daß Theaterspieler aus der eigenen Region, die gerne mehr dieses Haus nutzen wollen würden, an finanziellen Hürden immer öfter scheitern und sich zwangsläufig umorientieren. Das fehlende Geld in allen Bereichen macht sich zuerst bei der Kultur bemerkbar. Dabei muß man sich fragen, was die Schüler lernen bzw. das Publikum sehen will. Und damit stellt sich natürlich auch das Problem nach der Zukunft der Gothaer Kulturlandschaft. Braucht man denn überhaupt Kultur in Zeiten, in der alle nur von Krisen und Sparen reden? Wer hier auch nur einen Bruchteil eines Moments daran dachte, mit nein zu antworten, tut mir leid. Es zweifelt ja auch keiner daran, daß in der Schule Musik und Kunst unverzichtbare Fächer sind.

Ich für meinen Teil engagiere mich besonders bei den jungen Wilden. Als Mitglied des art der stadt e.V. bin ich als einer von ca. 90 Mitgliedern bemüht, meinen Teil zur Kulturlandschaft Gothas beizutragen, Nischen

zu füllen und mit Innovation und ein wenig Risiko auch mal zu provozieren. So hat unser Verein schon viel bewegt und einen festen Klassenraum in der Schule eingenommen. Nachdem wir uns aus dem Tonkeller hinaufarbeiteten, wird uns aber der zugewiesene Raum im Erdgeschoß langsam viel zu klein. Nur wohin, wenn alle anderen Zimmer besetzt sind oder die freien Räume dringend einer Renovierung bedürfen, wofür natürlich kein Geld da ist. Unsere Erfolge und unser Ansehen würden eine neue Orientierung und Ressourcenerweiterung durchaus rechtfertigen. Nicht nur Kunstaustellungen, wie DADO, unzählige Theaterstücke, sondern auch unsere besondere Stellung in Sachen Jugend- und Schularbeit finden immer mehr Anklang. Dazu kommen Veranstaltungen wie das AvantArt-Festival oder auch das Thüringer TramTheater, welches auch schon die zweite erfolgreiche Rundfahrt hinter sich hat, beide erfreuen sich wachsender Zuschauerzahlen. Besonders stolz sind wir nicht zuletzt auf den Erhalt des 1. Deutschen Amateurtheaterpreises 2008. Aber natürlich haben wir noch viel mehr vor uns, was wir lernen, lehren, bewegen, zeigen und kommunizieren wollen.

Je länger ich darüber nachdenke, um so mehr gefällt mir die Metapher der Schule. Diese Schule hier hat viel Arbeit vor sich. Sie muß darauf achten, wie sich die Schüler entwickeln, und den Unterricht anpassen. Sie muß akzeptieren, daß die Absolventen die Stadt verlassen können, um sich neu zu orientieren. Sie muß die Dagebliebenen halten und unterhalten, damit sie Wegweiser für die nächste Generation sein kann. Doch wie soll das alles zu bewältigen sein? Vielleicht wäre fächerübergreifender Unterricht angebracht, Zusammenarbeit von alten Hasen und jungen Wilden. Erste Schritte dieser Art sind bereits getan. Sie muß auch bedenken, daß die geburtenschwachen Jahrgänge bald schon für arbeitslose Lehrer sorgen könnten, es sei denn, man versteht es, durch Attraktivität, durch Sanierung des Schulgebäudes und durch innovative Konzepte Schüler anderer Einzugsgebiete zu gewinnen. Ein wenig mehr Bewegung würde auch gut tun, denn in den nächsten Jahren werden alle viel Ausdauer, Flexibilität und Kraft brauchen. Auch sollte man überlegen, mehr mit den Eltern zusammenzuarbeiten, weil diese direkt oder indirekt für eine gute Schulstruktur sorgen können.

Michael Hasler



das narrenschiff.

Am 21. Mai 2010 lud Kultusminister Christoph Matschie zum 1. Thüringer Kulturforum in die Landesmusikakademie nach Sondershausen ein.

Es ist der Morgen des 21. Mai 2010. Die Sonne lächelt. Kultusminister Christoph Matschie (SPD) hat das SOS der Kulturschaffenden vernommen und winkt im Prunk der Landesmusikakademie Sondershausen an Bord des 1. Thüringer Kulturforum. Und sie kommt in Demut geschlichen – die Crème de la Crème der Thüringer Kulturlandschaft. Schwer beladen mit Zukunftssorgen. Doch es ist zunächst ein einziges Händeschütteln im Glanze des barocken Achteckhauses. »An solchen Orten hält man sich nicht gern auf. Wenn jetzt eine Bombe fällt, sind viele Stellen frei«, überlegt sich ein Stiftungsdirektor, zieht seine Jacke unauffällig wieder an und verschwindet.

Der leidige Rest bekommt eine Essensmarke und ein Ansteckschild mit seiner Herkunft drauf und wird auf die Brücke gelotst. Dann werden die Schotten dicht gemacht und die Fahrt beginnt. Eine anspruchsvolle Route! Denn es gilt nicht nur ein Haushaltsriff von 700 Millionen zu umschiffen, sondern auch ein sinnstiftendes Konzept zu entwickeln. Als Handbuch soll es an Kulturschaffende und Kommunalpolitiker verschickt werden. Das Ziel des Tages ist also die Erarbeitung eines neuen Leitbildes für Thüringen. Geltungsdauer: die nächsten 15 bis 20 Jahre. »Alle sind am Ende. Nun macht ihr euch mal Gedanken«, scheint der Kapitän zu rufen. »Wir brauchen ein neues Konzept – bis Ende des Jahres. Volle Fahrt!«

Dazu wird als erstes Michael Schindhelm angehört: gebürtiger Eisenacher, in Dubai, Rom und Hongkong lebender Ex-Intendant in Nordhausen und Gera, Kulturberater, Schriftsteller und Mediziner. Er referiert über die Stellung von Kultur und sagt: »Sie sind die Denkfabrik«. Er will Mut machen und gleichzeitig Realist sein. Politik müsse Kultur wollen und das setze Reformen des Bestehenden voraus. Künstler würden sich in den ländlichen Raum verziehen und zugleich blieben Touristen aus. Er spricht von einem Alleinstellungsmerkmal und wichtigen Impulsen, die von Thüringen ausgehen, vom »wichtigsten Theaternetz – vielleicht der Welt.« Der Schiffsherr lehnt sich indes mit Koala-Lächeln zurück. Christoph Matschie weiß: Ärzte sind die schlimmsten Patienten. Solange man ihnen aber eine Stimme gibt, bleiben die Wellen auf erträglichem Niveau.

Von Dr. Norbert Sievers, Geschäftsführer der Kulturpolitischen Gesellschaft Bonn, folgt eine zähe Ein-

führung in Bevölkerungsstatistik. Alle werden noch einmal an die gestiegene Armutsquote erinnert, an die bröckelnden familiären Netzwerke, die abwandern- den Gelehrten und Damen und an die soziokulturellen Schäden einer demografischen Entwicklung, die »mit Wucht« einschlägt. Das Auditorium hat das allgemeine Horrorszenario vor Augen, das Menschen an kultureller Teilhabe hindert. Als die Phrase »Kein Geld für Kultur« fällt, steht der Schiffsführer auf und verläßt den Vortrag für einen Gang auf die Bordtoilette. Das Fazit nach einer gefühlten Ewigkeit des Ausflugs in die Sozialwissenschaft: »Kultur ist Bürgerrecht und als solches für alle da.« Die anwesenden Journalisten notieren sich den Spruch.

»So, Matrosen«, sagt eine Moderatorin im Anschluß. »Verstanden?« Die Mannschaft hat Hunger und nickt mit leerem Kopf. Trotzdem muß sie vor der Pause noch ein Referat überstehen. Rund 30 Gebeutelte schleichen still aus dem Saal: Raucher.

Ulf Großmann, seines Zeichens außer Dienst, also als Kulturbürgermeister in Görlitz und Vorsitzender des Kulturausschusses des Deutschen Städtetages, erscheint mit einem Referat über allgemeine Leitbilder, welches er netterweise kürzt. Er vergleicht internationale Kulturleitbilder und regt an, sich einiges abzugucken. Zum Beispiel aus Zürich, wo Kultur über jedem Politdebakel steht und an erster Stelle kommt.

Anschließend bittet man die Intellekthüllen in die Kombüse: Brokkoliauflauf oder Putenschnitzel als letzte Subventionen, bevor die See schwer wird. Nach dem Verzehr wird die Mannschaft aufgeteilt. Alle konnten sich im Vorfeld aussuchen, in welchem Rahmen sie Vorschläge einbringen möchten. Im Workshop »Kulturelle Bildung und Teilhabe« soll zum Beispiel beredet werden, wie man frechen Sprößlingen und desillusionierten Hartz-IV-Empfängern das Theater näher bringen könne – oder wenigstens ein Stück Kultur in die Schulen. Doch nur das Aufkeimen des Gedankens, daß kulturelle Bildung generationsübergreifend gestaltet und dafür die Zugangsschwelle zu Einrichtungen und Veranstaltungen herabgesetzt werden müßte, ist ein kurzes Leuchtfeuer am Horizont. Und das Trugbild manifestiert sich, als die Frage aufkommt, wo denn die geladenen Lehrer wären und ob jene bei diesem modernen Thema vielleicht nicht ein wenig hilfreich sein könnten. Man einigt

sich aber, daß die geschätzte Berufsgruppe auf Grund von Seegang an die Latrine gefesselt sei. Lediglich ein Rektor, der sich selbst eingeladen hat, moniert im Tenor »Sie könn doch nüsch« die desolaten Zustände an seiner Schule: Wie soll man Schülern Kunst und Kultur erklären, deren Eltern kaum lesen könnten? Der Literaturrat literiert, die Lehrerfortbildung fabuliert und die Linke insistiert und schnell wird klar, daß alle dankbar sind, den Kommando-Turm nun auch mal von innen sehen zu dürfen und dennoch im Kreis umherlaufen. Man hat den Eindruck, keiner hätte die Überschrift des Workshops verstanden und jeder suche sich im Biegen und Winden eine Definition für kulturelle Bildung.

Insgesamt gibt es fünf solcher Denkwerkstätten, die das neue Leitbild prägen sollen. Gegen 17 Uhr versammelt sich die Meute noch einmal an Deck, um die Ergebnisse von den Werkstattleitern vorgetragen zu bekommen. Teilnehmer des Workshops »Kulturfinanzierung in Thüringen« fragen sich beim Verlesen des erarbeiteten Papiers, wo sie eigentlich waren, als die Ideen formuliert wurden. Über Subventionsvorhaben wird nicht gesprochen. Und auch nicht darüber, daß die geplante Haushaltskürzung wie ein Damoklesschwert über der freien Szene schwebt. Ansonsten bestehen die Zusammenfassungen der Arbeitsgruppen aber aus jeder Menge weiterer Fragen: Wie läßt sich Qualität von Kultur bemessen? Wie viel Wirtschaft verträgt Kultur? Wie läßt sich Thüringer Kultur an den Tourismus verschern? Ist es sinnvoller, lang- oder kurzfristige Projekte zu fördern? Und wo endet und beginnt der kommunale Auftrag?

Aber auch einige sinnvolle Thesen sind zu Papier gebracht. Zum Beispiel die Forderung nach Freiräumen, die ohne monetären Aufwand bereitgestellt werden könnten. Oder auch der Wunsch nach Aufwertung von

Initiatoren und Akteuren in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung. Ebenso der Hinweis auf die Qualifikation von Lehrkräften und Personal wird wahrgenommen. Schließlich lautet das einheitliche Resümee des Tages: Das folgende Leitbild wird nicht für die Landesregierung geschaffen, sondern für die Menschen des Landes.

Bevor die Ladung gelöscht wird, schmettert der Kapitän noch eine begeisterte Rede über den Fortschritt. »Mir ist wichtig, daß Bewegung entsteht. Wir haben nicht unbegrenzte Ressourcen zur Verfügung, dafür einen reichen Fundus an Ideen und Initiativen.« Mit dem Verweis, in Thüringen gebe es bundesweit die größte Kulturdichte, macht er noch einmal den Ernst der Lage klar. Die, die da vor ihm sitzen und die hiesige Kultur wesentlich bestimmen, seien nicht die Sahne auf dem Kuchen, sondern die Hefe im Teig. Er hat im Rhetorikkurs aufgepaßt und verscheucht den Klabauteermann der zukünftigen Einsparung. Wie ein Heilsbringer verbreitet Christoph Matschie die Kunde, alles werde gut. Der Grundton lautet: »Wir kommunizieren mit euch. Und auch wenn der Untergang vielleicht bevorsteht, seht einen Sinn in allem. Wir bewahren sogar Erinnerungskultur und werden sagen können: Wir hatten einmal ein Theater, ein Orchester, eine Bibliothek und sogar ein Museum.« Ja, er spricht lieber von Kuchen und nicht von Geldern. Die letzten Mittel, die übrig bleiben, darum kämpfen 17 Landkreise und 6 kreisfreie Städte, ein Heer von Kulturbetrieben, Institutionen, Stiftungen und die Freien. Doch daran möchte er scheinbar noch gar nicht denken.

Ein Ministeriumsmitarbeiter richtet seine Kamera auf die, die da zuhören. Hätte man im ersten Sonnenschein des Jahres lieber noch ein schönes Gruppenfoto zur Erinnerung gemacht.

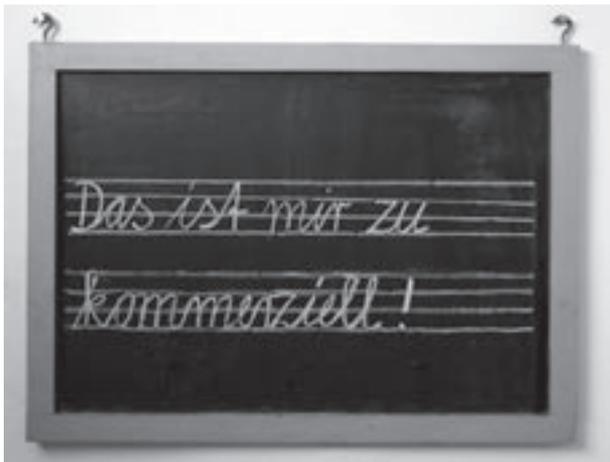
Ronny Ritze



Foto: Ronny Ritze

ein kessel buntes.

Als ein Zauberkraut namens »Bildung«, so erscheint das Konzept des lebenslangen Lernens. Eine kritische Betrachtung von Johannes Smettan.



Spätestens seit Immanuel Kant seinen markigen Spruch: »Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit« zu Papier gebracht hat, strebt das Bürgertum nach Bildung. Getreu dem einfachen Motto: »Bilde dich und du schreitest in deiner persönlichen Entwicklung voran«, sollte damit nicht nur der oder die Einzelne vorangebracht werden, sondern auch die gesamte Gesellschaft. Getragen vom Fortschrittsglauben westlicher Prägung wird einfach alles besser, wenn der Mensch nur gebildet ist, und ist der Mensch erstmal gebildet, geht der tolle Trend nach vorne doppelt so schnell weiter. Hier jagt der Hund seinen eigenen Schwanz und der Mensch westlicher Haltung sein eigenes Schattenideal.

Später wurde das dann auch eins zu eins auf die Arbeiter/innen übertragen. Volkshochschulen, aber auch Teile der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit haben in den letzten Jahren immer öfter ihre kritische Position zu »Arbeit« und »Kapitalismus« zu Gunsten einer Optimierung der Selbstvermarktung aufgegeben. Plötzlich galt auch hier das Motto der persönlichen Weiterentwicklung zur Erreichung persönlicher Ziele in der Arbeitswelt. Nicht das System »Arbeit« bzw. das System »Kapitalismus« als Ganzes wird mehr hinterfragt, sondern nur der Teilaspekt der so genannten »Bildungsferne« und »Bildungsnähe«. Fortgesetzt hat sich dieser Prozeß auch in den klassischsten Anstalten der formalen Bildung: den Schulen und Hochschulen. Diese müssen heute immer öfter Partnerschaften mit der Wirtschaft

eingehen, um ihre Bildungsarbeit zu finanzieren. Daß die Wirtschaft dadurch größeren Einfluß auf eigentlich autonome Bildungs- und Forschungseinrichtungen bekommt, kann hier nur eine Randbemerkung sein.

Nachdem Bildung zunehmend zu einem Wirtschaftsfaktor geworden ist, entwickelten Bildungswissenschaftler/innen und Bildungspolitiker/innen der Europäischen Gemeinschaft in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts das Konzept des »Lebenslangen Lernens«. Das klang erstmal nach einem ziemlich guten Vorschlag, der wohl eigentlich jedem Menschen gefallen dürfte. Wer hat schon etwas gegen Bildung, aus der persönliche Bereicherung erwächst? Eben, niemand! Also noch schnell ein paar Wörter wie informelle und non-formale Bildung hinzugefügt und schon ist der Fortschrittszauberkraut angerührt. Mit diesem kann unsere Gesellschaft höher springen, schneller rennen und weiter laufen.

Doch *höher, schneller, weiter* sind schon lange keine akzeptablen Faktoren positiver gesellschaftlicher Entwicklung mehr. Und eine Idee wie das lebenslange Lernen kann sich in diesem Zusammenhang schnell in eine Strafe à la lebenslangliches Lernen verwandeln.

Das lebenslange Lernen beinhaltet durchaus Aspekte, die es wert sind, diskutiert zu werden. Zum Beispiel, die Bildung aus den verstaubten Schulbänken und Hörsälen zu befreien und sie dorthin zu verlegen, wo sie hingehört: Auf die Straßen, in die Parkanlagen, in die Mäuler unserer Jüngsten und in die Köpfe unserer Ältesten, einfach in die Hände aller Menschen. Gleichzeitig werden damit die starren Grenzen von Lehrenden und Lernenden aufgehoben. Und nicht zuletzt wird die Bildung endlich als der ganzheitliche Ansatz wahrgenommen, der sie ist. Denn der Mensch lernt nicht nur in Workshops, Lehrgängen und Vorträgen. Nein, selbst der Kauf einer Fahrkarte ist ein Lernprozeß. Denn neben dem Erwerb einer Fahrkarte lernt die Käufer/in auch gleichzeitig die Bedienung eines Fahrkartenautomaten, im besten Fall schult er/sie sogar kommunikative Fähigkeiten, indem andere Menschen um Hilfe gebeten werden. Es war seit langem überfällig, die Bildung aus diesem engen Gefängnis zu befreien und zu erkennen, daß sie uns allgegenwärtig ist.

Wenn wir die Bildung jetzt noch auf T-Shirts drucken können, haben wir mit dem lebenslangen Lernen den Stein der Weisen in der Hand. Die Menschen bil-

den sich, und die Wirtschaft verdient mit dem Verkauf der Shirts an einer guten Idee mit. Aber leider wird Bildung nicht auf T-Shirts gedruckt, jedenfalls noch nicht im großen Maßstab. Deswegen hat sich die Wirtschaft etwas anderes ausgedacht, um mitmischen zu dürfen. Unzählige Richtlinien, Zertifikate und Gütesiegel; später weiß die angehende Bildungsbürgerin nun gar nicht mehr, welche Fort- und Weiterbildungsmaßnahme für sie geeignet ist. Aber auch das ist nur kleiner Wermutstropfen in unserem großen Fortschrittszaubertrank. Denn das, was uns allen demnächst wirklich auf die Füße fallen wird, ist etwas ganz anderes. Das ist die kommerzielle Verwertbarkeit des Lebenslanges-Lernen-Konzepts. Inzwischen hat auch die Wirtschaft erkannt, welches Potential in diesem Konzept steckt. Jetzt, wo sich die Arbeitnehmer/innen selbst um ihre Fortbildung kümmern müssen, können sich die Arbeitgeber/innen darauf konzentrieren, daß auch das gelernt wird, was sich für das Unternehmen auszahlt. So müssen sich Arbeitnehmer/innen bei ihrem Fortbildungswunsch mit ihren Arbeitgeber/innen auseinandersetzen und diesen an die Wünsche und Bedürfnisse des Unternehmens anpassen. Das führt nicht nur inhaltlich zu einem äußerst zweifelhaften Konvergenzmodell. Auch bei Zeit und Geld wird vermehrt auf eine Zweiteilung gesetzt, und so wirkt die Arbeitgeberin zusehends in den ehemals privaten Freizeitbereich.

Parallel zu diesen Entwicklungen wurden zahlreiche neue Zertifizierungsprozesse eingeführt. Inzwischen gibt es für fast jede Tätigkeit einen sprachlich-verschlüsselten Fachbegriff, der mindestens als »Kompetenz«, meist jedoch sogar als »Schlüsselkompetenz« ausgewiesen wird. So wird beispielsweise eine gesunde Lebensführung zu einer der fünf von Dieter Mertens definierten Schlüsselkompetenzen, namens »Selbstkompetenz«. Nun, auch das wäre noch akzeptabel, wenn die Menschen einen gelungenen Zwischenweg zwischen karriereorientierter und persönlicher Weiterbildung finden würden und wenn der einzelne Mensch auch die Möglichkeit hätte, sich diesem Fortbildungsdruck zu entziehen.

Für die Erziehungswissenschaftlerin Daniela Holzer, vollzieht sich dieser Fortbildungsdruck in drei Phasen: 1. Phase: Du sollst lebenslang lernen; 2. Phase: Du mußt lebenslang lernen; 3. Phase: Du willst lebenslang

lernen. Die erste Phase liegt bereits hinter uns. Denn von den meisten Menschen im Berufsleben wird bereits heute erwartet, daß sie sich ständig fortbilden. Dabei steht jedoch selten die persönliche Weiterentwicklung im Zentrum des Fortbildungsgedankens, sondern vielmehr die ökonomische Verwertbarkeit für die Arbeitgeber/innen. Problematischer wird jedoch die zu erwartende dritte Phase dieser Entwicklung: wenn der Mensch nicht mehr die Möglichkeit hat, sich dem eigenen Fortbildungstrieb zu entziehen. Der Zwang wird dadurch verinnerlicht und von den meisten Menschen nicht mehr als Zwang wahrgenommen. Damit geht ein wichtiger Teil der Selbstbestimmung verloren. Was wäre also ein akzeptabler Weg?

Bildung ist wichtig: Sowohl für die Gesellschaft im Ganzen als auch für das Individuum. Doch eine Gemeinschaft muß es auch aushalten können, wenn sich Menschen dem Fortbildungsdruck der modernen Gesellschaft entziehen oder ihm bewußt entgegenwirken. Verweigerungshaltungen im Lernprozeß, beispielsweise das Schwatzen im Unterricht, sind also nicht zwingend Respektlosigkeit vor den Lehrenden, sondern mitunter ein unterbewußter Protest gegen das strenge gesellschaftliche Umfeld, welches den Lernprozeß aufzwingt. Bildung muß wieder aus dem ökonomischen Verwertungszyklus befreit werden. Hiermit ist jedoch nicht die Dämonisierung der Arbeitgeber/innen gemeint, die ihren Arbeitnehmer/innen Weiterbildungsmodelle zur Verfügung stellen, sondern ein gesamtgesellschaftliches Infragestellen des kapitalistischen Wertesystems, daß sich zusehends auch in den informellen und non-formalen Bildungssektor drängt. Hier ist eine kritische Bildung gefragt, die Menschen befähigt, ein kritisches Verhältnis zu den gesellschaftlichen Realitäten zu entwickeln. Und wir müssen Abstand nehmen von der Vorstellung, daß sich immer alles zum Besseren entwickelt. Bildung ist ein Kessel Buntes, der für fast jeden Menschen etwas bereithält, doch ist es wichtig, das Richtige zu finden. Und genauso wichtig ist es, sich selbst Freiräume zu schaffen, in denen das Aussetzen des Lernprozesses eine akzeptable und gesellschaftlich legitimierte Stellung hat.

Erst dann können wir uns ruhigen Gewissens in den Kessel mit Bildungszaubertrank fallen lassen und wie Obelix unser Leben lang von ihm zehren.



sexualität und kapitalismus II

19 Jahre nachdem Herbert Marcuse in »Triebstruktur und Gesellschaft« die Geschichte der Sexualität als Linie einer zunehmenden Unterdrückung gezeichnet hat, mischt einer die Diskussion mächtig auf: Michel Foucault, der in »Sexualität und Wahrheit« die Mechanismen untersucht, die zum Sex drängen, statt ihn zu unterdrücken – wohlgerne zu ganz spezifischem Sex.

■ Foucault konstatiert zunächst, daß Sexualität in den modernen Gesellschaften nicht beschwiegen wird: »Alles in allem sind wir die einzige Zivilisation, in der eigene Aufseher dafür bezahlt werden, daß sie jedem zuhören, der sich ihnen über seinen Sex anvertrauen will: der Wunsch, vom Sex zu sprechen, und der Nutzen, den man sich davon verspricht, haben offenbar ein Ausmaß angenommen, das über die Möglichkeiten des Anhörens weit hinausgeht – weshalb bestimmte Leute schon ihre Ohren vermietet haben.«* Mit der Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaftsform setzt also – gegenteilig zur Behauptung der Repressionshypothese unter anderem von Wilhelm Reich – ein Reden über Sex ein: »... um den Sex herum zündet eine diskursive Explosion.«

Foucault zieht dabei zur Analyse die katholische Beichtpraxis heran und stellt fest, daß die Beichtväter im 17. Jahrhundert zunehmend ein Interesse an allen Dingen bekommen, die mit Sex zu tun haben. Dabei fällt auf, daß sich die Strategie der Befragung der Sünder/innen durchaus ändert – während die Fragen vorher direkt auf den Gegenstand der Sünde gerichtet waren, setzt nun eine gewisse Diskretion ein: das Sprechen über Details wird als schmutzig empfunden und die Fragen werden unbestimmter. Diese Diskretion gleicht dem Umzingeln eines gefährlichen Feindes. Die Festlegung der Bereiche, in denen über Sex gesprochen wird, stellt gewissermaßen eine Neuordnung der Diskurse dar – aber diese ist eben keine Ordnung des Schweigens: »Unter dem Deckmantel einer gründlich gesäuberten Sprache, die sich hütet, ihn beim Namen zu nennen, wird der Sex von einem Diskurs in Beschlag genommen, der ihm keinen Augenblick Ruhe und Verborgenheit gönnt.«

■ Mit dem ganzen Gerede wird Sex also nicht unterdrückt, sondern gepusht. Im Diskurs von Beichte, Humanmedizin und Psychologie entstehen tausend Sexualitäten und Perversionen, sauber kategorisiert und angeordnet. Dabei passieren zwei Sachen gleichzeitig: Die gerade erfundenen Perversen werden zu Kranken erklärt und in Heime und Anstalten gesteckt. Gleichzeitig wird der produktive, gesunde, saubere

Sex gefördert. Dabei sind es zunehmend nicht mehr die Expert/innen, die kontrollieren, was erlaubt ist. Vielmehr ist jede/r gewissermaßen zu ihrem/seinem eigenen Beichtvater geworden. In Talkshows, Illustrierten und Peergroups findet die Beichte heute in der Öffentlichkeit statt. »Sag uns, wie Dein Sex ist, damit wir wissen, wer Du bist« –, nie zuvor hat der Sex so eine große Rolle für die Selbstdefinition gespielt, war er so aufgeladen mit Bedeutung.

■ Foucault verwendet die Begriffe »bürgerliche Gesellschaft« und »Kapitalismus« immer mit einer gewissen Skepsis, die gegen die Vertreter der Repressionshypothese gerichtet ist: »Jedenfalls scheint die Hypothese einer Unterdrückungsmacht, die unsere Gesellschaft aus ökonomischen Gründen über den Sex ausübt, entschieden zu kurz gegriffen [...]« [S.75] Dennoch finden sich bei ihm zahlreiche Hinweise darauf, daß Sexualität und Kapitalismus etwas miteinander zu tun haben.

Schon im Sprechen vom Sex konstatiert Foucault eine Sachlichkeit, die charakteristisch für die kapitalistische Herrschaft ist: »[...] man muß vom Sex sprechen wie von einer Sache, die man nicht einfach zu verurteilen oder zu tolerieren, sondern vielmehr zu verwalten und in Nützlichkeitsysteme einzufügen hat, einer Sache, die man zum größtmöglichen Nutzen aller regeln und optimal funktionieren lassen muß.« So wie der Kapitalismus alles zu Sachen macht, die verwaltet und tauschbar sein müssen, erscheint der Sex als eine Sache, die einem Nützlichkeitsystem zugeführt werden muß. Das Diktat der Nützlichkeits für ein Allgemeininteresse ist charakteristisch für eine abstrakte Allgemeinheit, unter die im Kapitalismus alles subsumiert werden muß. Der Sex muß verwaltbar sein und Akteur dieser Verwaltung ist der Staat – allerdings agiert dieser nicht als eine Institution, die einfach Verbote setzt, sondern vielmehr Anreize zur Steigerung der Produktivität schafft und sich damit auf verschiedene Ebenen der Diskurse verlagert: »Er [der Sex] ist Sache der öffentlichen Gewalt, er erfordert Verwaltungsprozeduren, er muß analytischen Diskursen anvertraut werden. Der Sex wird im 18. Jahrhundert zu einer Angelegenheit der

›Polizei‹. Allerdings im vollen und starken Sinne, den das Wort zu dieser Zeit besaß – nicht Unterdrückung der Unordnung, sondern verordnete Steigerung der kollektiven und individuellen Kräfte [...]. Polizei des Sexes: das ist nicht das strikte Verbot, sondern die Notwendigkeit, den Sex durch nützliche und öffentliche Diskurse zu regeln.« Diese Form der Herrschaft ist eine, die bis ins Individuellste eindringt – benötigt der Sex eine versachlichte Sprache, die jeder sprechen muß, ist jede/r Einzelne gezwungen, sich selbst als Sache zu begreifen und zu durchdringen. Jede/r wird zu ihrem/seinem eigenen Polizisten. Mit diesem Ansatz, der hier mehr hervorgekehrt ist, als Foucault dies tut, wäre die foucaultsche Theorie für eine Theorie der Verdinglichung gesellschaftlicher Verhältnisse im Subjekt fruchtbar zu machen.

■ Von Seiten der Regierung her gedacht, ist es in der Neuzeit nur praktisch, den Sex steuern zu können. Die heutige BRD leidet z.B. darunter, daß sich der Pöbel vermehrt, während die Elite immer weniger Kinder bekommt. Um das zu ändern, gibt es bei der Deutschen Forschungsgesellschaft ein Programm, daß jungen Akademiker/innen bei der Familiengründung hilft. Hier kommt man mit der Repressionshypothese nicht weiter, niemandem wird der Sex verboten. Aber bestimmten Leuten wird der Sex durch Förderprogramme verordnet. Gleichzeitig werden an anderer Stelle Sozialleistungen gekürzt. Die Strategie ist, dass der Volkskörper an den richtigen Stellen wachsen soll – Foucault nennt das Biopolitik.

■ Die Reproduktion des Lebens rückt ins Zentrum der Herrschaft und damit werden zwei Dinge besonders wichtig: Der Sex und der Körper. Der Sex bietet Zugang zum einzelnen Körper genauso wie zum Gattungskörper. Deshalb wird er zum Dreh- und Angelpunkt der Machttechnologie zum Leben. Gerade daran, wie sehr der Staat nun die Verantwortung über den eigenen Sex und den eigenen Körper auf die Einzelnen überträgt (jede/r ist dazu gezwungen, sich selbst dahingehend zu befragen), läßt sich aufzeigen, wie sehr die kapitalistische Herrschaft in die Individuen hinein wirkt. Jede/r ist dazu gezwungen, dem Leben zu dienen; was bedeutet, sich eigenverantwortlich für die kapitalistische Herrschaft zuzurichten. Die Moderne stellt die Akkumulation von Menschen in den Dienst der Kapitalakkumulation.

■ Was man jetzt fragen müßte, ist, wie der Unterschied zwischen den Vertreter/innen der Repressionsstheorie und Foucault zustande kommt. Eine Möglichkeit wäre, daß es eine Frage des Blickwinkels ist: Die alten waren halt Marxist/innen und haben daher aufs System geblickt. Sie waren Bildungsbürger/innen durch und durch und haben daher das bürgerliche Subjekt trotz aller Kritik als Angelpunkt der Befreiung gesehen. Nach dem Ausbleiben der Revolution guckt dann ein ernüchterter Foucault (der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen kam) auf all die verrückten Mechanismen, die machen, daß die Leute mitmachen.

Vielleicht ist aber viel wichtiger, daß die Macht in den 1970er Jahren sich ganz stark von der in den 1920ern unterscheidet. Während Reich von dem Problem ausgeht, daß die Arbeiterjugend keinen Zugriff auf Verhütungsmittel hat, lernen die Schüler/innen zu Foucaults Zeiten in der Schule den Umgang mit Präservativen. Vielleicht reflektiert die Theorie also einfach eine neue Ausgestaltung der Welt, eine Verschiebung des Verhältnisses von Repression und produktiver Zurichtung.

Wie dieses Verhältnis heute aussieht und vor allem, wo Perspektiven zur Veränderung sind, wird der dritte Teil zur Diskussion stellen.

Verfasser/innen:
Queer-feministische Gruppe wi(e)derdienatur

* Alle Zitate aus M. Foucault, Sexualität und Wahrheit



utopia now 2010.

Vom 28. bis 30. Mai fand die Konferenz »Utopia Now« in Erfurt statt. Auf den folgenden Seiten dokumentieren wir Auszüge aus den Konferenzbeiträgen.



ROSA LUXEMBURG STIFTUNG

Utopien sind out. Menschen mit Utopien sind Spinner. Utopien sind verantwortlich für die Katastrophen der Menschheit. So oder ähnlich ist die allgemeine Stimmungslage in Zeiten der Krise des neoliberalen Modells des Kapitalismus. Zumindest müssen wir einräumen, daß nicht alles unter dem utopischen Himmel so strahlend ist, wie wir uns das manchmal wünschen und wie uns manches Pathos verspricht. Ja, im Namen der Utopie wurden Verbrechen begangen, indem Menschen zu ihrem »Glück« gezwungen werden sollten. Und, um es deutlich zu machen: Nicht nur im so genannten real existierenden Sozialismus. Denn jede gesellschaftliche Entwicklung hatte und hat ihren utopischen Part.

Doch heißt das, nur das »Realistische«, das »Machbare« sei das Ziel allen sinnvollen Strebens und Handelns, wie uns alltäglich suggeriert wird? Wir wollten an diesem Wochenende einen Spagat versuchen. Zum einen uns mit der Utopie als solcher auseinandersetzen (Christoph Spehr und Silvia Mazzini) und zum anderen über konkrete Formen utopischer Entwürfe diskutieren.

Dabei ging es uns um zwei Aspekte: 1) Die Rolle gesellschaftlicher Utopien als Gegenpart zu aktuellen Herrschaftsverhältnissen. Das heißt, die Suche nach einer anderen, lebbareren Zukunft, »einer Zukunft der Open Source, der Demokratie der Multitude, von neuen Netzwerken«, wie es in unserer Einladung hieß. Also schlicht einer neuen gesellschaftlichen Verfaßtheit. 2) Es ging uns aber auch um die konkrete Frage, welche Entwicklungen Städte wie Erfurt nehmen können oder sollten. Wer diese Entwicklungen bestimmt, für wen die Stadt eigentlich da ist. Also um die Frage des Verstehens der Stadt als einen umkämpften Raum. Und somit um die Suche nach praktischen Lösungsansätzen.

Das bedeutet, die Wahrnehmung dessen, was sich in Erfurt abspielt, was uns nicht gefällt, was wir verändern sollten. Also Entwicklungen, auf die wir Einfluß nehmen müssen, wenn wir als BürgerInnen noch eine Rolle im städtischen Raum spielen wollen, ohne uns den realen oder vermeintlichen Zwängen der politischen

Alltags(un)kultur zu unterwerfen: den Verdrängungsprozessen unliebsamer Menschen aus dem innerstädtischen Bild (Punks, Besetztes Haus), dem Wegbrechen alternativer politischer und kultureller Strukturen, dem Wahn, Innenstädte seien zum Shoppen, für Touristen und gutbetuchte BürgerInnen da, müßten also so »sauber« sein, daß diese Personenkreise nicht bei ihrem Einkaufsbummel behindert oder gestört werden.

Erinnern wir uns und denken einige Jahre zurück, als versucht wurde, den Anger als »gute Stube« Erfurts mit besonderen Ordnungsaufgaben zu versehen, und zu eigenartigen Verkehrsprojekten (Bahnhofstunnel und das Verbot des Fahrradfahrens). Oder – warum ist eigentlich die Forderung nach kostenfreier Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel »utopisch«? Dazu schrieb Richard Sennett in seinem 1990 erschienenen Buch »Civitas«: »In der protestantischen Vorstellung von Raum (...) kommt der Wunsch nach Macht zum Ausdruck, vor allem nach einer egoistischen Macht. Wer in seinem Inneren zwanghaft mit sich selbst kämpft, mag eine tiefe Feindseligkeit gegenüber den Ansprüchen anderer Menschen entwickeln, ein Unbehagen darüber, daß sie überhaupt da sind; im Kampf um die Selbstbeherrschung zählt das, was »draußen« ist, nicht. Dieselbe Feindseligkeit kennzeichnet die Art und Weise, wie heutzutage Obdachlose oder Geistesgestörte auf der Straße wahrgenommen werden; sie erregen schon deshalb Unwillen, weil sie, die offenkundig Bedürftigen, überhaupt sichtbar sind. Der bloße Anblick ihrer Bedürftigkeit ist für das Selbst eine Zumutung.«

Wir glauben, daß die Frage »Wem gehört die Stadt?« eine grundsätzliche Bedeutung für alle Städte hat, nicht nur für Großstädte wie Berlin, Hamburg oder München. Sondern auch für mittelgroße Städte wie Erfurt. Und daß ohne das In-Frage-Stellen des scheinbar Realen, das Setzen von Kontrapunkten sich bald nichts mehr bewegt und verändert, zumindest nicht zum Guten im Sinne einer Stadt für alle.

Auch nach diesem Wochenende geht das Angebot und die Aufforderung an uns, Schritte in Richtung eines neuen Verständnisses von Stadt als Raum von Bewegung zu gehen. Dazu möchten wir alle Menschen einladen.

Bernd Löffler

luxus für alle!

Was auf der Utopia-Konferenz in Erfurt diskutiert worden ist. Ein Überblick

Drei Tage »Utopia Now 2010« und mindestens drei Berichte werden dazu benötigt. Natürlich kann das Lesen dieser Berichte die Teilnahme nicht ersetzen, aber vielleicht dazu anregen, Ähnliches zu organisieren und sich bei den weiteren Projekten, die zum Teil über die untenstehenden Links gefunden werden können, zu beteiligen. Speziell die Zukunftswerkstatt Jena engagiert sich auch weiter für viele der angesprochenen Themen (Zukunftswerkstatt, Utopie, Peer-Produktion usw.). Im weiteren Bericht erwähne ich auch diejenigen Veranstaltungen, bei denen ich nicht anwesend sein konnte, die ich lediglich aus der abendlichen Auswertung kenne.

Am Sonnabendvormittag wurden zwei Veranstaltungen zusammengelegt, was interessante, unerwartete Gedankenkombinationen ergab. Zuerst sprach Julia Bonk, Landtagsabgeordnete für die LINKEN in Sachsen zum Thema »Luxus für alle«, womit die Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum, besonders in Form eines bedingungslosen Grundeinkommens gemeint ist. Sie nahm dabei auch Stellung zur aktuellen Programmdebatte der LINKEN. Sie kritisiert die darin behauptete »Vorzugsstellung« der Erwerbsarbeit, indem sie auf die Rolle der familiären Erziehung und Sorge und der anderen gesellschaftlichen Tätigkeiten verweist und darauf, daß vieles, was noch als Beitrag zur »Produktivkraftentwicklung« gewertet wird, in Wirklichkeit die Destruktivkräfte verstärkt (z.B. Rüstungswirtschaft).

Danach sprach Silvia Mazzini von der Ernst-Bloch-Assoziation über die Frage, wie uns Utopien Auskunft aus der Zukunft geben können. Dabei unterschied sie zwischen jenen Utopien, die abstrakt am grünen Tisch entstehen und nicht aus den Träumen und Wünschen der Menschen erwachsen. Diese nannte sie »abstrakt« und »gewaltsam« und diese werden mit Recht abgelehnt. Im emanzipativen Sinn kann es nur um »konkrete Utopie« gehen. Das Thema Utopien steht immer im Spannungsfeld von Freiheit und Ordnung, von Vernunft und Phantasie, von Technik und Traum. Ihr Resümee: Auskunft aus der Zukunft können wir bekommen, wenn wir in den gegebenen Situationen das Mögliche erkunden und daraus einen Entwurf für das Zukünftige entwickeln. Dabei gilt Blochs Spruch: »Utopie ist nicht ein Mythos, sondern ein Kampfbegriff ...«

In der Diskussion wurde vor allem der Begriff der »Freiheit«, der beiden Vorträgen als Bezugspunkt zugrunde lag, diskutiert. Er ist recht unbestimmt, kennzeichnet gleichermaßen einen Traum wie auch einen umkämpften Begriff. Silvia Mazzini erinnerte an die hilfreiche Unterscheidung zwischen einer »Freiheit VON« und einer »Freiheit ZU«. Eine weitere wichtige Basis, die Selbstentfaltung und Selbstbestimmung, wurde ebenfalls hinterfragt: Was, wenn Menschen sich nicht selbst bestimmen wollen, wenn sie »Angst vor der Freiheit« haben?

Nun aber zu den Veranstaltungen, an denen ich nicht teilnehmen konnte: Passend dazu fand im Kunsthaus Erfurt die Gesprächsrunde »Kunst und Utopie« mit Guillaume Paoli statt. Hier ging es zum großen Teil um die Darstellung von Utopie in der Kunst, z.B. im Film. Dabei zeigte es sich, daß realisierte Utopien meist widerspruchsfrei und damit langweilig werden. Andrej Holm berichtete über das Konzept bzw. die Kampagne des »Rechts auf Stadt«. Es geht um die Gestaltbarkeit der Zukunft der Stadt durch ihre Bewohner. Es geht dabei um Rechte auf Zentralität, Differenz und Mitbestimmung.

Als ein Beispiel für die Inanspruchnahme des Rechts auf Selbstgestaltung der Stadt gab es in dem Projektbeitrag »Urban Gardening«, der von Ella von der Haide geleitet wurde. Wie von ihr zu erfahren war, wird Erfurt in der nächsten Zeit durch Pflanzen und Blumen geziert sein, die bei dieser Aktion gepflanzt wurden und mit dem Schild: »Gieß mich, ich bin ein Guerilla-Garden!« um Aufmerksamkeit und Aktion in Erfurt bitten. Einen passenden Abschluß fand diese Aktion beim diesjährigen Eröffnungsfest der »Lagune« in Erfurt.

Annette Schlemm

- » <http://utopianow2010.blogspot.de/>
- » <http://zw-jena.de/blog/>
- » <http://www.ernst-bloch.net/>
- » <http://www.schauspiel-leipzig.de/blog/>
- » http://de.wikipedia.org/wiki/Andrej_Holm
- » <http://www.lagune-erfurt.de/>

eine andere welt ist pflanzbar!

Guerilla Gardening und Gemeinschaftsgärten als Utopie-Labor

Heute ist es leider schon fast eine Utopie, wenn wir uns vorstellen, Subsistenz zu praktizieren, uns weitgehend selbst zu ernähren und kollektiv zusammenzuarbeiten, wenn wir uns wünschen, daß Land nicht einzelnen privat gehört und daß wir ohne Autos auskommen könnten, und wenn wir an alternativen Ökonomien basteln. Es gibt aber Orte und Projekte, in denen versucht wird, diesen Utopien in kleinen Schritten näher zu kommen. *Guerilla Gardening* ist so eine komplexe Widerstandsstrategie. Die manchmal ein bißchen reißerischen Medien, die gerade so viel darüber berichten, vergessen das so gerne. Für die Medien muß immer alles illegal sein. Guerilla Gardening ist aber selten wirklich illegal, sondern nutzt schlaue Graubereiche des Eigentumsrechts und das Wohlwollen der Anwohner/innen sowie alte Gemüsesorten und Wissen, um produktiven Widerstand zu leisten.

Ziel ist dabei, sich nicht vereinnahmen zu lassen von einem System und seinen Normen. Wir bezeichnen Guerilla Gardening daher auch gerne als politisches Gärtnern. Beim Guerilla Gardening und dem politischen Gärtnern allgemein handelt es sich nicht um kurzfristige, kurzlebige Trends, die vermarktet werden können und mal eben die Stadt verschönern, sondern hier geht es darum, und zwar schon seit über 40 Jahren, daß Menschen sich die Stadt und Autonomie zurückerobern mit den Mitteln der Pflanzungen.

Das bedeutet eben nicht nur spontane Aktion, sondern vor allem vielfältige, kleinteilige, kreative, unberechenbare, vorsorgende und widerständige Projekte im urbanen Dschungel. Da gehören die nächtlichen Pflanzaktionen auf der Verkehrsinsel genauso dazu wie der seit 30 Jahren besetzte Kinderbauernhof mit Kräutergarten und der interkulturelle Garten für Flüchtlinge ohne Arbeitsgenehmigung. Auch die Oma von nebenan, die den Rosenstock vor ihrem Haus pflegt, wollen wir nicht vergessen, denn auch sie erobert sich den öffentlichen Raum zurück und kämpft gegen den Ordnungswahn und die Vereinheitlichung von Stadtgärtnerei und Wohnungsbaugesellschaft und übernimmt Verantwortung für ihre Umgebung.

Eine andere Welt ist pflanzbar! Viele Guerilla- und andere Gartenprojekte verwirklichen konkret die emanzipatorischen Ideen einer alternativen Welt jenseits von Kapitalismus, Ausbeutung und Neoliberalismus. Die lokale Produktion von Lebensmitteln entzieht sich den

Mechanismen des Welthandels – Möhren und Äpfel aus dem eigenen Garten statt aus Israel und Neuseeland. Saatgut aus eigenem Nachbau anstelle von Hybridsorten aus dem Baumarkt.

Die direkte Solidarität mit den Mitmenschen im Garten und seiner Umgebung, das Arbeiten mit den Pflanzen und den Händen im Dreck sorgt tatsächlich für Erdung und einer »Wertigkeit« jenseits von Lohnarbeitsstrukturen.

Abhängigkeiten zu beenden, aufgezwungene »Kooperationen« aufzubrechen und zu überwinden, Selbstbestimmung und Mitgestaltung von politischen Entscheidungsprozessen sind Ziele von emanzipatorischen Bewegungen. Solche utopischen Vorstellungen von Freiheit und Gleichberechtigung werden in den gärtnerischen Projekten und Initiativen in gelebte Wirklichkeit transformiert.

Innerhalb der Gärten findet man sich nicht plötzlich in einer perfekten Welt. Aber vieles wird angeregt und vieles andere tatsächlich umgesetzt mit lebensverändernden Auswirkungen auf die Beteiligten.

Ella van der Haide

» Mehr Infos und Filme unter www.eine-andere-welt-ist-pflanzbar.de



An Utopien zu basteln, ist nicht immer nur Denkarbeit: Während des Utopia-Kongresses wurde ein mobiler Gemeinschaftsgarten gebaut. Foto: Ella van der Haide

peer-ökonomie.

Die Peer-Ökonomie ist eine Ökonomie, die an den Bedürfnissen der Menschen ausgerichtet ist. Ihre Anfänge sind längst keine Utopie mehr, sondern schon sehr real.

Wie könnte eine Gesellschaft aussehen, in der die *Bedürfnisse*, nicht der *Profit* bestimmen, was und wie produziert wird? Wo nicht mehr verkauft und gekauft wird? Wo also auch niemand gezwungen ist, die eigene Arbeitskraft zu verkaufen, oder arbeitslos und arm zu bleiben, falls dieser Verkauf scheitert? Wo es keinen Zwang zur Konkurrenzfähigkeit gibt, der einer/einem vorschreibt, wie man sich verhalten muß, wenn man (wirtschaftlich) überleben will? Wo die Produktion unmittelbar durch Kooperation vermittelt wird und es kein Kapital und keinen Tausch mehr braucht?

Solche Fragen, die versuchen, aus der kapitalistischen Logik auszubrechen, werden heute kaum noch gestellt, geschweige denn beantwortet. Aber wenn wir uns eine bessere Gesellschaft nicht einmal vorstellen können, wie wollen wir sie dann erreichen?

Ein Versuch, hier weiterzukommen, kann darin bestehen, sich anzuschauen, was schon existiert, und von da aus weiterzudenken. Einen interessanten, wenn auch noch unvollständigen Ansatz einer nichtkapitalistischen Produktionsweise gibt es nämlich schon: *Freie Software* (wie das Betriebssystem Linux oder der Browser Firefox) und *Freie Inhalte* (wie die Internet-Enzyklopädie Wikipedia oder das OpenStreetMap-Projekt) entstehen in vielen Fällen aufgrund der Bedürfnisse der Beteiligten (etwa weil sie das Produkt ihrer Tätigkeit selber nutzen wollen oder aus Lust am Tun), nicht aufgrund der Notwendigkeit des Geldverdienens oder der Geldvermehrung.

Bislang ist diese Produktionsweise (die sogenannte *Peer-Produktion*) vor allem im Bereich der Informationsgüter erfolgreich, doch dabei muß es nicht bleiben. Peer-Produktion basiert auf dem *Bedürfnisprinzip*: am Anfang steht ein Bedürfnis, das man sich erfüllen, oder eine Idee, die man umsetzen möchte. Dann sucht man sich andere Leute, die (ungefähr) dasselbe Problem oder Ziel haben wie man selbst, und tut sich mit ihnen zusammen, um sich gemeinsam der Umsetzung des selbstgesetzten Ziels zu widmen. Das kann in der materiellen Welt grundsätzlich ähnlich gut funktionieren

wie in der Sphäre der Informationsgüter, und tatsächlich sind in den letzten Jahren schon einige Peer-Projekte entstanden, die die Produktion materieller Güter ermöglichen oder erleichtern.

In meinem Workshop zur Peer-Ökonomie als einer realen Utopie, die in Anfängen sogar schon verwirklicht ist, ging es darum, wie der notwendige Sprung von der immateriellen zur materiellen Welt vollzogen werden kann. Wichtig hierfür sind die Berücksichtigung der ökologischen Begrenztheit der Erde und der Aufbau dezentraler produktiver Infrastrukturen, die von Freiwilligen betrieben werden und für alle offen sind.

Die Peer-Produktion basiert auf Grundprinzipien, die grundsätzlich überall funktionieren können: Wissen und Ressourcen werden als Gemeingüter behandelt, die man gemeinsam nutzt, pflegt und entwickelt; Menschen beteiligen sich freiwillig aus Interesse an der Tätigkeit oder an ihren Ergebnissen; Projekte entwickeln gemeinsam die Strukturen, die für sie am besten funktionieren, und sind dabei offen für alle. Daher hat Peer-Produktion das Potential, sich zu einer gesamtgesellschaftlichen Alternative zu entwickeln. Und die wird dringend gebraucht, da die kapitalistische Produktionsweise stagniert und sie ihre Integrationsfähigkeit weitgehend verloren hat; sie bietet zwar Reichtum für wenige, aber kein gutes Leben für alle.

Dagegen demonstriert Peer-Produktion, daß die finanziellen »Anreize« des Marktes unnötig sind; daß die freiwillige Zusammenarbeit von Menschen, die ein gemeinsames Ziel verfolgen, zu ähnlich guten und oft sogar besseren Ergebnissen führt als die geldgetriebene Produktion. Die gelebte Praxis der Peer-Produktion zeigt, daß der häufig behauptete Gegensatz von Markt und Staat ein falscher ist. Es geht auch ganz anders, ohne Markt *und* ohne Staat.

Christian Siefkes

» Mehr Informationen: www.keimform.de

recht auf stadt ...

... ist mehr als nur ein guter Slogan. Unter dem Stichwort »Right to the City« (»Recht auf Stadt«) konstituieren sich weltweit neue städtische Protestbewegungen, die gegen die neoliberale Hegemonie eigene Ansprüche an den städtischen Entwicklungen einfordern.

Die Aktivitäten und Forderungen, die sich auf ein »Recht auf Stadt« beziehen, sind sehr vielfältig: in New Orleans fordern die Mieter/innen der Sozialwohnungssiedlungen die Rückkehr in ihre preiswerten Wohnungen, in Madrid protestieren Sexarbeiterinnen und Bewohner/innen gegen die Verdrängung aus ihrer Nachbarschaft, in Istanbul wehrte sich eine Roma-Nachbarschaft gegen den Abriß einer ganzen Siedlung, in Wuppertal mobilisierte ein breites Bündnis gegen das kommunale Spardiktat und in Hamburg besetzten Künstler/innen die letzten historischen Gebäude im Gängeviertel, um die Neubaupläne eines Investors zu verhindern. Kaum ein Stadtprotest der letzten Jahre, der nicht auf die Parole »Recht auf Stadt« zurückgriff. Wie ist diese hohe und auch internationale Attraktivität für ein »Recht auf Stadt« zu erklären und welche Potentiale birgt der Ansatz für städtische soziale Bewegungen?

Inhaltlich geht die Forderung nach einem »Recht auf Stadt« auf den französischen Soziologen Henri Lefebvre zurück, der schon in den 1960er Jahren das »Recht auf die Stadt« als ein »Recht auf den Nichtausschluß« von den Qualitäten und Leistungen der urbanisierten Gesellschaft konzipierte. In seinem Text »Le droit à la ville« von 1968 beschreibt Henri Lefebvre die kapitalistische Stadt, insbesondere ihre sozioökonomische Segregation und die damit einhergehenden Entfremdungserscheinungen wie der »Tragik der banlieusards«, die in weit vom Zentrum entfernte »Wohnghettos« vertrieben wurden. Vor diesem Hintergrund stellt er die Forderung auf nach einem »Recht auf die Stadt« als kollektive Wiederaneignung des städtischen Raumes durch die buchstäblich an den Rand gedrängten Gruppen auf. Lefebvres Aufruf, das »Recht auf die Stadt« zu ergreifen und die Stadt zu verändern, bezieht sich dabei gleichzeitig auf die Stadt als physische Form und die mit ihr in Wechselwirkung stehenden sozialen Verhältnisse und Praktiken. Gemeint sind damit alle Formen des diskursiven und instrumentellen Entwurfs künftiger städtischer Entwicklungen. »Recht auf die Stadt« – so ließe sich dieses Verständnis zusammenfassen – beschränkt sich nicht auf die konkrete Benutzung städtischer Räume, sondern umfaßt ebenso den Zugang zu den

politischen und strategischen Debatten über die künftigen Entwicklungspfade.

Vor dem Hintergrund der fordistischen Stadtentwicklung von Paris benennt Lefebvre zunächst das Recht auf Zentralität und das Recht auf Differenz als die zentralen Bestandteile eines Rechts auf die Stadt. Das Recht auf Zentralität steht für den Zugang zu den Orten des gesellschaftlichen Reichtums, der städtischen Infrastrukturen und des Wissens. Das Recht auf Differenz deutet die Stadt als Ort des Zusammenkommens, des sich Erkennens und Anerkennens und der Auseinandersetzung. In anderen stadtsoziologischen Debatten ist von der »Integrationsmaschine Stadt« die Rede, die aus der Fähigkeit, Verschiedenartigkeiten zu verdichten, einen individuellen und gesellschaftlichen Mehrwert produziert. Eine dritte Ebene des »Rechts auf die Stadt« orientiert sich an den utopischen Versprechungen des Städtischen und reklamiert ein Recht auf die schöpferischen Überschüssen des Urbanen. Hintergrund dabei sind die Erfahrungen des fordistischen Klassenkompromisses, der in den funktionalen, modernen Stadtplanungen »unbefriedigende Lösungen für die sozialen Grundbedürfnisse« hervorbrachte. So wurde etwa das »Recht auf Wohnung« in den Projekten des Massenwohnungsbaus nur unter dem Verlust anderer »städtischer Qualitäten« bedient. Insbesondere die Stadt als offener Raum des kulturellen Austausches und der Kommunikation war – so die Argumentation von Lefebvre – in den Wohnungsbauprojekten nicht zu finden.

Seit den späten 1990er Jahren wurde Lefebvres Forderung sowohl in der Geographie und Stadtforschung als auch in sozialen Bewegungen vielfach wieder aufgenommen. Hintergrund ist nun weniger als bei Lefebvre die fordistische Stadt der Moderne, als vielmehr die neoliberale Stadt, die mit neuen Produktionsweisen in Verbindung steht, eine neue Gestalt annimmt und neue Ausschlüsse produziert. Für die dauerhaft ökonomisch Ausgeschlossenen oder die aus gentrifizierten Innenstädten verdrängten Bewohner/innen, aber auch für die wachsende Zahl der von restriktiven Zuwanderungspolitiken betroffenen Migrant/innen und Illegalisierten stellt sich die Frage nach der Teilhabe an der Stadtgesellschaft und ihren Ressourcen in sehr unmittelbarer Weise.

Die Attraktivität des »Recht-auf-Stadt«-Konzeptes für Protestmobilisierungen läßt sich vor allem auf seine Vieldeutigkeit zurückführen. Das »Recht auf Stadt« läßt sich nicht auf einen individuellen Rechtsanspruch im juristischen Sinne verkürzen (Marcuse), sondern ist gesellschaftliche Utopie und kollektive Forderung zugleich. Das »Recht auf Stadt« skizziert Vorstellungen einer besseren Welt und gibt Anregungen für die Wunschproduktion sozialer Bewegungen – zugleich werden mit dem »Recht auf Stadt« meist konkrete Forderungen verbunden, die oft mit umsetzbaren Reformstrategien verbunden werden (Harvey).

Für Protestbewegungen kann das »Recht auf Stadt« verschiedene Funktionen haben. Das »Recht auf Stadt«:

- ist Legitimationsressource im Sinne einer moralischen Ökonomie, die legitime Vorstellungen von sozialen Normen und Verpflichtungen mit einer breiten öffentlichen Zustimmung verbindet. Insbesondere die Formulierung eines Rechts auf Nicht-Ausschluß von den städtischen Qualitäten hat einen universellen Charakter (Holm).
- ist Orientierungsmaßstab für die Organisation des Gemeinwesens und eröffnet Perspektiven der (lokal)staatlichen Institutionalisierung verschiedener Forderungen. So können verschiedene Instrumente, Programme und Leitbilder von Stadtregierungen mit den skizzierten Dimensionen eines »Rechts auf Stadt« beurteilt und überprüft werden.
- ist Praxisorientierung für eine Ausrichtung sozialer Bewegungen auf eine politische Selbst- und Mitbestimmung sowie Praktiken der (Wieder-)Aneignung. Das »Recht auf Stadt« läßt sich nicht auf konkrete Forderungen und Projekte beschränken, sondern steht für nichts weniger als den Anspruch auf eine (Re-)Politisierung der Stadtpolitik, verstanden als eine öffentliche Verhandlung über Dinge, von denen alle Betroffenen sind.
- ist Organisationsansatz für neue breite Bündnisse, da unter dem Dach eines »Rechts auf Stadt« verschiedene, sonst marginalisierte Themen und Initiativen zu »neuen Mehrheitsbündnissen« verknüpft werden können (Liss/Staples). In den US-Städten, aber auch in Hamburg,

gibt es bereits Versuche für die Institutionalisierung von solchen Netzwerken.

Die neoliberalen Neustrukturierungen der Gesellschaft werden sich verstärkt in den Städten umsetzen und dort sichtbar werden. Gesellschaftliche Utopien und Alternativen werden daher immer auch Alternativen für die Organisation des Städtischen sein. Mit einem »Recht auf die Stadt« verbinden sich nicht nur Mobilisierungen zu einzelnen Konfliktlinien marginalisierter Interessengruppen, sondern die Chance auf soziale Mobilisierungen und neue Bündnisse, die Perspektiven einer Vergesellschaftung jenseits von Staat und Markt verfolgen.

Andrej Holm

Literatur:

- Harvey, David (2008): Right to the City. *New Left Review*, 53, 09/10 2008, 23–40
- Holm, Andrej (2009): Recht auf Stadt – Soziale Kämpfe in der neoliberalen Stadt. In: Rosa-Luxemburg-Stiftung Thüringen e.V. (Hrsg.): *Die Stadt im Neoliberalismus*. Erfurt: RLS/Gesellschaftsanalyse, 27–37
- Jakob, Christian; Schorb, Friedrich (2008): *Soziale Säuberung. Wie New Orleans nach der Flut seine Unterschicht vertrieb*. Münster: Unrast Verlag
- Lefebvre, Henri (1973): *Le droit à la ville*. Paris: Anthropos.
- Lefebvre, Henri (1990): *Die Revolution der Städte*, Frankfurt/M.: Hain
- Liss, Jon; Staples, David (2008): *New Folks on the Historic Bloc – Worker Centers and Municipal Socialism*. Vortrag auf der »Right-to-the-City-Konferenz«, 7. November 2008, Berlin
- Marcuse, Peter (2009): From critical urban theory to the right to the city. In *CITY*, 13/2–3, 185–197
- Mayer, Margit (2009): Das »Recht auf die Stadt« – Slogans und Bewegungen. In: *Forum Wissenschaft* 26/1, 14–18
- Mitchell, Don (2003): *The Right to the City: Social Justice and the Fight for Public Space*. New York and London: Guilford Press
- Tan, Pelin (2009): *Istanbul: Widerstand im Stadtteil und gegenkultureller Raum*. In: *Grundrisse* 30 (http://www.grundrisse.net/grundrisse30/Widerstand_im_Stadtteil.htm)



das faule am default.

Vorgestern Griechenland, gestern Ungarn, heute Spanien und Rumänien – und morgen? Es ist an der Zeit, einige der Lügen Helmut Kohls und seiner Komplizen zu entlarven und sich mit der Frage zu befassen, was Ostdeutschland jetzt tun soll, um die Welt zu retten. Gibt es überhaupt noch etwas, was uns wichtig genug ist, daß wir dafür die Welt retten möchten? Gibt es einen Weg, um irgendwas zu retten? Sind wir in der Lage, zumindest für eine kurze Zeit, aufzuhören, uns gegenseitig zu bescheißen, um der Welt zu helfen? Von Paolo Fusi

Die haben uns vor 20 Jahren gesagt, daß der Sozialismus gescheitert sei: Helmut Kohl, die CSU und ihre besten Freunde Honecker & Co., zumindest diejenigen, die in der Lage waren, den Plan hinter der sogenannten »Wiedervereinigung« zu kاپieren und konsequent umzusetzen. Dafür haben sie zwei Argumente vorgebracht: in der DDR gab es keine Freiheit und die sozialistische Wirtschaft ist nicht überlebensfähig.

Inzwischen wissen wir, daß die DDR ein Folterstaat war. Nicht so effizient wie die westlichen Länder, die ihre Opfer besser aussuchen und effizienter verenden lassen, aber immerhin ein Folterstaat. Das wollten wir nicht mehr haben, und eine neue Zeit. Dafür bekamen wir den Anschluß an die krisengeschüttelte BRD, die uns all das raubte, von dem wir nicht einmal wußten, daß wir es besaßen. Denn die DDR hat uns nicht der Freiheit beraubt – die hatten wir ja nie – sondern der Verantwortung und des Bewußtseins. Die BRD hat uns die Unschuld gestohlen, wir waren alle feige, neidisch, spießig, hinterlistig, verwöhnt. Wir wußten das aber nicht und fanden es ganz schön, so wie es war. Um diesen Verlust zu erklären, sagten sie uns: Die sozialistische Planwirtschaft funktioniert nicht. Weil die Russen in ihrem Imperium unfähig waren, diese Planwirtschaft umzusetzen, hieß es in der westlichen Propaganda, sei der Sozialismus gescheitert. Genau wie ein Fußballtosspieler, der sich Rot-Weiß Erfurt anschaut, und behauptet, Fußball sei als Fußballkunst gescheitert, und dabei übersieht, daß es Barcelona und Real Madrid gibt.

Die Gründe für die Finanzkrise der DDR sind einfach zu erklären: a) die Kriegsreparationskosten zwingen Berlin, alles, was Wert hatte, über die Sowjetunion zu vermarkten bzw. an Moskau abzutreten; b) es wurde behauptet, die DDR-Wirtschaft gehöre zum sozialistischen Wirtschaftsraum – in Wirklichkeit, durch die DHB und die DABA, gehörte die DDR zum freien kapitalistischen Devisenmarkt und litt darunter, die eigene Wäh-

rung nicht frei entwerfen zu dürfen, um die Schulden zu tilgen, so wie alle anderen es taten; sondern der Chimäre einer harten Währung hinterher rannte und am freien Fall der westlichen Währungen kaputtging; c) die sozialistische Planwirtschaft funktioniert nur in einem geschlossenen Raum. Im freien Raum, in der Dialektik mit dem Kapitalismus, muß man sich sowieso anpassen – und das hat die Sowjetunion verhindert. Während im Westen die Regierungen alle beschissen haben, weil sie die Gehälter erhöhten aber nie dazu sagten, daß die Abwertung der Währung deren Kaufkraft verminderte, beharrte man in der DDR darauf, daß die Preise festgenagelt blieben, ungeachtet dessen, daß die Rohstoffe für ihre Produktion, die auf dem kapitalistischen Markt eingekauft wurden, immer teurer wurden.

Was die Ostdeutschen bis gestern nicht kapiert haben, ist, daß die BRD sich durch den Anschluß der DDR saniert hat. In der Finanzkrise der letzten beiden Jahren hat man endlich gesehen, wie die kapitalistischen Länder Schulden vermarkten, indem sie sie als Wert für Kreditabgaben benutzen – und wenn es schief geht, und es geht immer schief, dann bezahlen die Einwohner des eroberten Landes und niemals jene, welche die Kredite in Anspruch genommen haben und jenes Geld verpraßt haben.

Nachdem vor 20 Jahren die BRD ihr Spielchen erfolgreich mit der DDR getrieben hatte, wurde das Ganze bei der Einführung des Euro wiederholt: Die stärksten Nationen der Europäischen Union haben dasselbe Spiel mit den schwächeren Ländern gespielt: Sie haben eine starke Währung und fette Subventionen versprochen, als Garantie nahmen sie »lediglich« die Staatsschulden an und vermarkteten sie weiter. Griechenland ist nicht bankrott, weil es zu viel ausgegeben hat im Vergleich zu seinen Einnahmen. Griechenland ist bankrott, weil es Lehman Brothers und Goldman Sachs beauftragte, die eigene Buchhaltung zu frisieren, und gestattete, daß diese Banken die Schulden des Landes als Spielkasinojetons



benutzten. Jene zwei Banken waren am Rande der Insolvenz und haben begonnen, Staatsanleihen zu verkaufen, deren Wert erlügen und ungedeckt war – und haben diese Bilanzlüge obendrein, in ihrer Rolle als Buchhaltungsaufsichtsbehörde, beglaubigt.

Nun ist es soweit: die Europäische Union soll diese Schulden tilgen. Jedes Land hat es gemacht, auch Deutschland, mit den eigenen Banken. Milliarden und Milliarden von Euro, die in den letzten 20 Jahren nur auf dem Papier existierten und fiktiv auch in unseren Taschen Platz gefunden hatten, wurden wieder verbrannt. Steuergelder reichten nicht aus, um die Spekulationblase mit Inhalt zu füllen. Und damit zurück zur ersten Regel des Kapitalismus, die von Karl Marx erkannt wurde: Der Mehrwert entsteht in der Produktion. Wer, wie die Spätkapitalisten der Nachkriegszeit, dachte, auch diese Regel bescheißen zu können, der muß sich damit abfinden, daß Minuswert geschaffen wird: Bürokratie, Steuerämter, Dienstleistungsnischenhüter, alle diese Menschen verbrennen im kapitalistischen und marxistischen Sinn Mehrwert. Die Banken mehr als alle anderen zusammengerechnet.

Frau Merkel sagt, daß 80 Milliarden Euro Sozialleistungen gekürzt werden müssen, um einen Teil dieser Schulden bezahlen zu können. Kein Geld für Arbeitslose, Rentner, Kulturschaffende und Schüler mehr. Den Reichen wird nichts entzogen. Nicht, weil Frau Merkel böse ist, sondern weil sie weiß, daß, wenn sie den Reichen Kaufkraft entzieht, geht es sofort bergab, denn sie sind die einzigen, die noch die kostspieligen deutschen Waren kaufen und auch die Dienste der Mehrwertverbrenner in Anspruch nehmen – und bezahlen. Daß die Armen systematisch zu Dummheit, Stumpfheit und Desinteresse erzogen wurden, haben wir in anderen Artikeln bereits beschrieben. Sie werden jetzt »endlich« zur Kasse gegeben. Sie haben auf ihre demokratischen Rechte verzichtet, jetzt sollen sie bitte auch schleunigst verschwinden.

Oder doch nicht? Es gibt vielleicht noch eine Möglichkeit. So wie der Anschluß der DDR die damalige BRD für 16 Jahre sanierte, genau so könnte das jetzt ... wie wäre es ... Moment ... mit Polen? Dann die Tschechoslowakei, Serbien, Kroatien, Griechenland, Rumänien, Ungarn und Österreich! Egal, ob sie der Eurozone angehören oder nicht: die Banken, die sie ruiniert haben, sind unsere – Deutsche Bank, Unicredit, BNP Paribas, UBS, Lehman Brothers, Goldman Sachs, Citibank, HSBC ... die Deindustrialisierung ist genauso weit fortgeschritten wie bei uns. Man kann genauso gut behaupten, ihr System sei nicht überlebensfähig, so wie das der DDR.

Großartige Idee! Man kann den Deutschen sagen, sie müßten Opfer bringen, und sie zur Kasse bitten, ohne daß sie revoltierten. Dann kann man die pflegerische Hand über diese Nationen ausstrecken und sie zum Anschluß (zur Eurozone, offiziell, niemals zum Imperi-

um, denn wir haben von der Vergangenheit gelernt) zu ... zu ... ich meine, nicht zu zwingen ... zu bewegen ... zu veranlassen, nein: einzuladen. Friß oder stirb. Wir beginnen mit Polen am 1. September, denn wir Deutschen lieben die guten alten Traditionen.

Was können wir aber tun? Ich meine: dagegen tun? Hätten wir mutige Politiker und Politikerinnen, gebe es einen Weg. Punkt 1: Wir verzichten auf das heutige Steuersystem und entlassen alle Bürokraten, die ihren Mehrwertanteil damit verbrennen, indem sie nur da sind, um uns zu quälen und den Mehrwertschaffenden den Grund abzugrasen, warum sie etwas im Leben riskieren. Punkt 2: Wir verdoppeln die Mehrwertsteuer, die einzige gerechte Steuer: wer mehr Geld hat und ausgibt, der bezahlt mehr. Punkt 3: Wir zwingen alle, die ein Haus bauen oder renovieren, das Haus mit geothermischer oder einer weiteren erneuerbaren Energiequelle zu versorgen, und in einem Rausch schaffen wir alles ab, was mit Öl, Gas und Kohle elektrifiziert oder geheizt wird – danach schließen wir die Stadtwerke und werden im Großen und Ganzen energetisch unabhängig. Punkt 4: Wir kaufen und verkaufen nur landwirtschaftliche Produkte, die aus der Gegend kommen. Keine Bananen mehr, außer, wenn plötzlich in Gera oder Gotha jemand auf die Idee kommt, Bananen anzubauen und es ihm gelingt, sie zum Leben zu zwingen. Punkt 5: Priorität hat die Finanzierung der Schule, der Kultur, des Gesundheitswesens und die Unterstützung von Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen nicht erwerbsfähig sind. Denn wir brauchen sie alle: Schüler, Großeltern, Künstler, Ärzte, Alkoholiker. Demokratie existiert nicht ohne Demos, also das Volk (aber nicht im Kohlschen Sinne). Punkt 6: Wir verzichten auf Einkommen aus Bundessteuern. Frau Merkel, Herr Westerwelle, Herr Gabriel, sie sollen alle bleiben, wo sie sind, und uns in Ruhe lassen. Sie werden sowieso den Hahn zudrehen, das haben sie bereits versprochen, also sollen sie es besser lassen, wir schaffen es allein.

Es gäbe weitere Punkte, die will ich euch aber noch vorenthalten, denn ihr werdet genug mit den ersten sechs zu schaffen haben. Ihr werdet sagen: es ist alles nur Blödsinn, nur Satire, der Dicke spinnt. Bitte, dann macht weiter so, wie es euch die Parteien sagen. Freut euch am Default von Griechenland, Ungarn, Spanien und Rumänien und denkt daran, daß jetzt eure Ferien dort noch billiger sein werden – so billig, daß sogar von Erfurt in der Zukunft Direktflüge dorthin möglich sind. Laßt Schule, Kultur, Rentner und Schwache verrotten. Wozu brauchen wir sie noch? Wir haben Lena! Und Poldi! Die Stefanraabisierung Deutschlands kennt nur einen Weg: nach vorne! Und nach dem 1. September, wenn einige von euch in die neuen Bundesländer jenseits der Oder umgesiedelt sein werden, erinnert euch an den Default – und bleibt faul und glücklich.

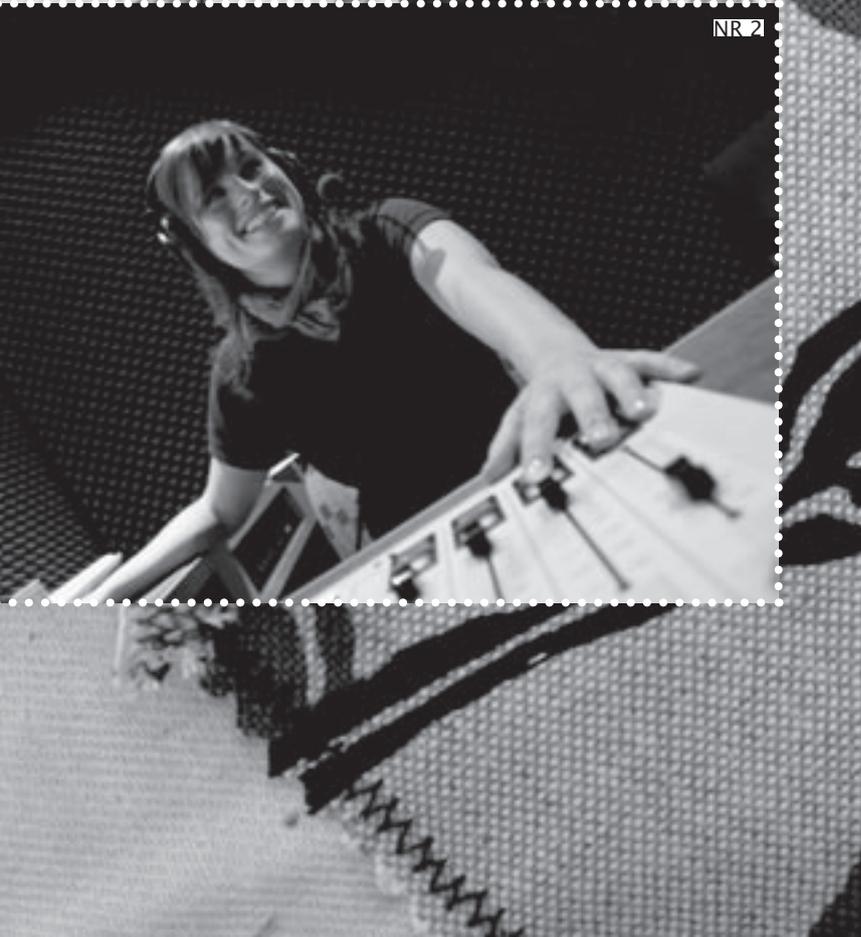




NR 1



NR 3



NR 2



NR 4



NR 9

Zwischen dem 21. Mai und 13. Juni 2010 fand in Erfurt das Textil-Festival statt. Über Workshops, Aktionen und Veranstaltungen wurden frische Tendenzen in der jungen Thüringer Literaturszene aufgespürt, auf die Bühne gebracht und mit weiteren Kunstsparten verbunden.

1: Poetry-Slam-Workshop mit dem Berliner Rap- und Slam-Poeten Gauer vom 21. bis 23. Mai in der Alten Salinenschule. (Foto: Björn Schorr)



NR 6



NR 5

2: Aufnahme beim Remix-Workshop mit der Erfurter Medienkünstlerin Mila Burghardt (im Bild: Ulrike Irrgang) vom 31. Mai bis 7. Juni bei Radio F.R.E.I. (Foto: Patrick Richter)



NR 7

3: Videodreh beim Poetry-Clip-Workshop mit dem Poesie-Aktivisten Wolf Hogekamp (Berlin) und dem Videokünstler Hannes Hesse (Halle) vom 4. bis 6. Juni in der Alten Salinenschule. (Foto: Stefan Scholz)



NR 8

4: Performance-Workshop mit der Theater-Poetin Etta Streicher (Frankfurt/M.) vom 29. bis 30. Mai in der Alten Salinenschule. (Foto: Björn Schorr)

5 + 9: Textiles von und mit Johanna Schuhmacher in der Offenen Werkstatt in der Alten Salinenschule. (Fotos: Patrick Richter)

6: Johannes Lange liest im Rahmen der Veranstaltung »Eindruck – Thüringer Lesebühnen stellen sich vor« am 3. Juni im Café Nerly. (Foto: Björn Schorr)

7: Lyrik-Workshop mit dem Erfurter Lyriker Stefan Schütz vom 26. bis 28. Mai in der Alten Salinenschule. (Foto: Björn Schorr)

8: Poeten erobern die Stadt: »Open Mike« mit dem Beatpoeten Jan »Egge« Sedelis vor dem Rathaus. (Foto: Friederike Günther)

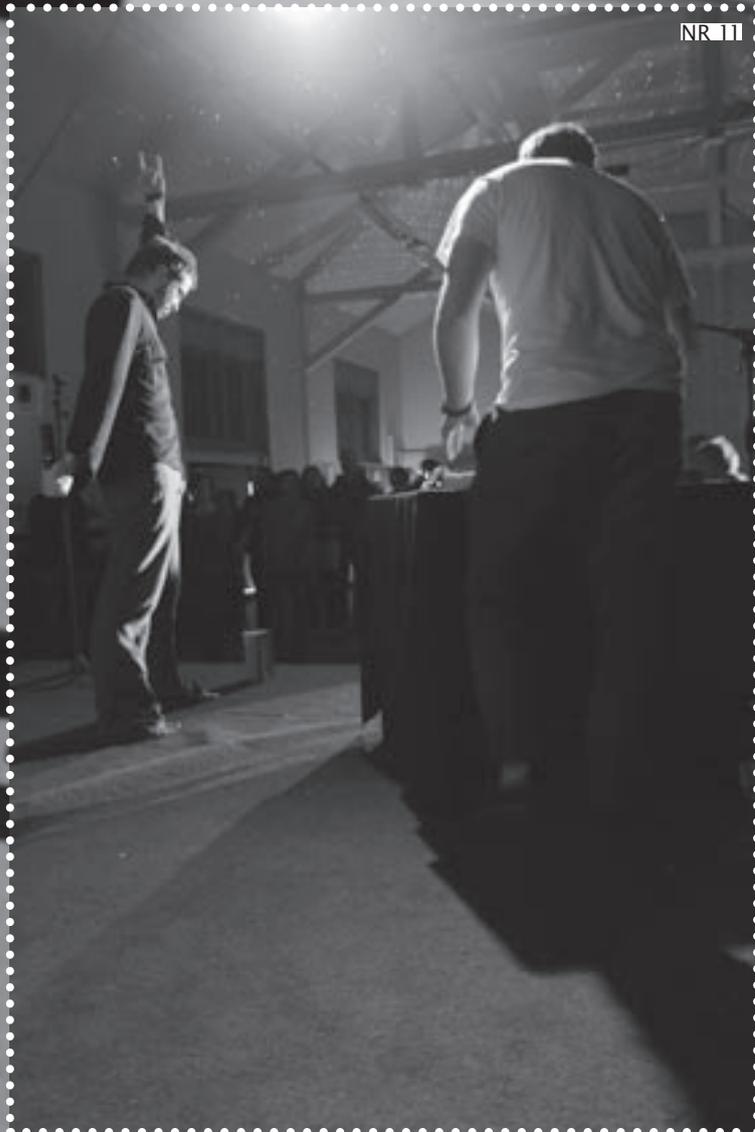
FESTIVAL DER JUNGEN LITERATUR IN THÜRINGEN



NR 10



NR 12



NR 11



NR 13

Das Festival wurde von hEft / Kulturrausch e.V. und Radio F.R.E.I. veranstaltet. Ein herzlicher Dank geht an die Förderer: Fonds Soziokultur, Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Stadtwerke Erfurt, Landeshauptstadt Erfurt. Projektpartner waren: LAG Soziokultur Thüringen e.V., Literarische Gesellschaft Thüringen e.V., Thüringer Kulturstiftung, Lesebühne »Literaturlounge« Weimar, Lesebühne »Lautschrift« Jena, Wortwuchs e.V., LIVELYRIX, Lesegarten Erfurt, geWERK e.V. Erfurt, Klanggerüst e.V. Erfurt, Kreativtage Weimar, Siebdruckerei Gerberstraße Weimar



10: Offene Textil-Werkstatt zum Festivalfinale in der Alten Salinenschule. (Foto: Patrick Richter)

11: Die Beatpoeten aus Hamburg begeistern mit politischer Lyrik und treibenden Elektrobeats das Publikum am 12. Juni. (Foto: Johannes Smettan)

12: Spoken Word mit Khesrau Behroz zum Abschluß des Lyrik-Abends am 11. Juni. (Foto: Björn Schorr)

13: Die Gewinner des »Team Thüringen Slam« am 12. Juni: das Team Totale Zerstörung mit André Herrmann und Julius Fischer. (Foto: Patrick Richter)

14: Thüringer Short-Story-Couch mit Franziska Wilhelm, Stefan Petermann und Clara Ehrenwerth. (Foto: Björn Schorr)

15: Jan »Egge« Sedelis, Moderator des »Team Thüringen Slam« am 12. Juni. (Foto: Patrick Richter)

16: Berliner Lyriker mit Thüringer Wurzeln: Ron Winkler beim Lyrik-Abend am 10. Juni. (Foto: Björn Schorr)

17: Famose Lyrik-Show am 10. Juni: Moderator Felix Römer, Ron Winkler, Nancy Hüniger und Khesrau Behroz. (Foto: Björn Schorr)

18: Festivalausklang im Lesegarten an der Lutherkirche am 13. Juni. (Foto: Andreas Kotter)

19: Präsentation der Workshop-Ergebnisse zum Festivalfinale (hier im Remix-Raum). (Foto: Patrick Richter)

Ergebnisse aus den Workshops und weitere Fotos vom Festival gibt's auf: www.textil-festival.de.

zeit für liebestöter.

Von Helga Breitschädel

*Aus unendlichen Sehnsüchten steigen
endliche Taten wie schwache Fontänen,
die sich zeitig und zitternd neigen.
Aber, die sich uns sonst verschweigen,
unsere fröhlichen Kräfte – zeigen
sich in diesen tanzenden Tränen.*

(R. M. Rilke)

Die Liebe ist das größte aller Gefühle. Sie richtet sich auf das Höchste. Etwas jenseits des Himmels und aller Horizonte. Auf dich oder auf mich zum Beispiel. Liebe geht immer aufs Ganze. Wer liebt, dem erschließt sich im kleinsten Fussel die gesamte Weisheit des Weltalls. Ins Unendliche geht das Verlangen. Doch wie lange? Ewige Treue schwören wir dem Geliebten. Unsterblich sind wir verliebt. Liebe, richtige romantische Liebe, ist stärker als der Tod. Das Versprechen bei der Trauung: »bis daß der Tod euch scheidet«, ist glatt gelogen. *Ehe* und *Ewigkeit* haben dieselbe Wortherkunft, und man geht falsch in der Annahme, wenn man bei *Ehe* nur an eine Rechtsgrundlage der Liebe denkt, an Sitte und Gesetz. Seit der Romantik ist wieder zusammen, was zusammen gehört, Liebe und Ehe kein Widerspruch mehr, vielmehr hat sich die Liebe der Ehe bemächtigt und somit ihre letzten Fesseln gesprengt. Es ist wirklich schön, wenn Ehe und Liebe eins sind, doch manchmal ist die Liebe etwas detailblind. In vorromantischer Zeit wurde man verheiratet und fand die große Liebe woanders. Heimlich mußte man sich treffen, ständig schwebte man in Gefahr, entdeckt zu werden. Nichts ist erotischer als verbotene oder unmögliche Liebe. Wenn jedoch aus Liebe geheiratet wird, dann sind der Liebe keine Grenzen mehr gesetzt. Man muß Leidenschaft und ewige Dauer unter einen Hut bringen, und das kann nicht gut gehen. Wir stehen vor dem Paradox, daß die grenzenlose Liebe sich selbst aufhebt. Ganz deutlich muß die Autorin, ohne Angst und Schrecken

verbreiten zu wollen, sagen: Wir stehen kurz vor einer Zeitenwende. Das Verschwinden der Liebe aus unserer Gesellschaft ist in bedrückende Nähe gerückt. Und weil das so schrecklich ist, wollen wir das verhindern. Der geneigte Leser wird folgenden »Plan von der Abschaffung des Endes der ewigen Liebe durch Liebestöter« sehr einleuchtend finden.*

Jeder und jede Liebende braucht von Zeit zu Zeit Liebestöter, die die Liebe in ihrer Unendlichkeit auf ein erträgliches Maß zuschneiden. Es tut der Unendlichkeit überhaupt nicht weh, sie in faßbare Häppchen zu unterteilen. Gleichzeitig kann man Endliches unendlich oft zerlegen. Eine Strecke hat unendlich viele Teilstrecken. Auf die Liebe bezogen heißt das: Ewige Liebe verträgt Einschnitte, die Zeiten für Liebestöter, und ein einzelner Abschnitt kann bei Bedarf ewig ausgedehnt werden. Darin kann dann zeitweise endloser Streit und Langeweile blühen.

Das Universum zum Beispiel kann man sich kaum als ein unendliches vorstellen. Es muß doch einmal angefangen haben, muß doch eigentlich auch irgendwo und irgendwann aufhören. Ich geh mit dir bis zu den Sternen und weiter? Unendlichkeit ist für den menschlichen Geist nicht faßbar, und für den Körper nicht machbar. Dies gilt jedoch nur für die Vorstellung von Unendlichkeit.

Die Vorstellung von Unendlichkeit verleitet uns manchmal dazu, sie zu glorifizieren. Und das ist gefährlich. Deswegen ist es wichtig für den Erhalt einer

Die Geschichte einer Legende (zusammengereimt von Jessica Asmus und Patrick Richter): Wir alle haben Dutzende, wir alle brauchen sie, da wir uns sonst nackt fühlen. Schaut man sie sich genauer an, ist ihr definitiver Zweck sofort erkennbar. Die Abdeckung unserer Geschlechtsapparate. Daher unterscheiden sich Unterhosen geschlechtsspezifisch.

Liebesbeziehung, den Umgang mit Unendlichkeit praktisch zu üben und sich sinnlich mit ihr vertraut zu machen: Wir betrachten die Unendlichkeit, indem wir uns zwischen zwei parallele Spiegel stellen. Das ist auf den ersten Blick enttäuschend, man sieht keinesfalls ewig weit. Denn beim hin- und herspiegeln geht Licht verloren, und so verschwinden unsere Köpfe immer kleiner und immer dunkler am Horizont. Aber prinzipiell haben wir eine unendliche Folge von immer gleichen Köpfen vor uns. Das ist nicht schön, aber auch nicht erschreckend. Ein anderes Beispiel ist Unsterblichkeit. Als Ideal für unsere Liebe kann uns die Seegurke dienen. Sie ist ein Lebewesen, das sich immer wieder selbst erneuern kann. Zusätzlich kann sie sich geschlechtlich fortpflanzen – wenn sie mag –, indem sie Eizellen oder Spermien ins Wasser ausstößt. Deswegen wird sie auch auf italienisch *cazzo di mare*, Schwanz der Meere, genannt. Wir sehen also die Banalität des Unendlichen im Alltag bzw. unter Wasser. Genauso enttäuscht ist man von unendlicher Liebe, wenn man sie erleben muß. Damit die ewige Liebe in einer Partnerschaft nun eben sich selbst nicht aufhebt, muß man ihr ab und zu einen kleinen Todesstoß verpassen. Für am besten geeignet halte ich Langeweile (erzeugt durch den Vortrag gurkiger Gedichte) und lange Unterhosen (ausgeleiert und ein bißchen angegammelt). Aber nur unter einer Voraussetzung: Beide Liebespartner müssen wissen, daß es sich um eine liebesrettende Maßnahme handelt.

Das Problem der Romantiker war ihre Spinnerei. Sie schufen die romantische Liebe als Ideal, ohne sie vorher ausprobiert zu haben. Wir Liebenden der Postmoderne sind da weiter. Wir können nicht mehr ernsthaft sagen: Ich liebe dich. Denn das wurde einfach zu oft schon gesagt, und was in der Liebe gesagt wird, darf nur dem oder der Einzigen, dem oder der Geliebtesten aller Geliebten gelten. Man kann seine Liebeserklärung loswerden, indem man sagt: »Ich weiß, das Du weißt, das das, was ich jetzt sagen werde, schon hunderttausend mal gesagt worden ist (an dieser Stelle kön-

nen auch berühmte Quellen genannt werden), aber ich sage es trotzdem, denn ich kann nicht anders: Ich liebe Dich.« Man befindet sich auf gemeinsamer, leicht ironischer Ebene. Wenn man eine gemeinsame Wohnung bezogen hat, kann man nicht stets und ständig leidenschaftlich seufzen. Um das unmöglich ewig andauernde leidenschaftliche Verlangen nicht als Abwesenheit von Liebe zu verstehen, muß man auf andere Weise mitteilen, daß man an den Anderen denkt und ihn liebt. Der Liebestöter ist Signal dafür, daß man den Anderen zwar schrecklich toll findet, man aber, um der gemeinsamen Ewigkeit willen, eine Auszeit braucht. Man laufe dann in unerotischer Wäsche herum oder lese selbstverfaßte Gedichte vor, wie dieses: Die Gurke ist unsterblich/ Auf tiefem Meeresgrund/ Nur manchmal gluckst sie zärtlich/ wenn andre Gurke tut sich kund/ Oh möge unsre Liebe ewig/ Eine Gurke sein/ Im All-Ozean geborgen/ Ein türmend, spritzend Quell/ Von Sonnenschein und Regen.

Und danach gibt's wieder Rilke.

* Die Marke Schießler hat das Problem auch gesehen und vertreibt eine Revival-Version ihrer klassischen Wäsche. Die Designer der, jetzt gewollt erotischeren, Variante haben jedoch offensichtlich die Nöte der Liebenden nicht ganz richtig verstanden, dennoch sind die Modelle im Rahmen des »Plans« durchaus tauglich.

BEGRIFF: Schlüpfer, vom englischen »slip« abgeleitet, ist der moderne Name für Unterhose. Die urigen Stoffkonstrukte wurden von Knöpfen und Schleifen gehalten. Das Anziehen war also ein zeitintensives Unterfangen. Das Schlüpfersystem machte den Schlüpfer zum zeitsparenden Schutzschild.

geschmacklos.

Von Julia Neuendorf

als das licht
als der vögel sang
als die natur
als die blumen
als das meer
als die violinen
als die neigung
als die sinne
als die schönheit
als alles eins
im busen der venus

als deine erscheinung
als dein glotzen
als dein zittern
als dein hecheln
als dein rotzen
als dein husten
als dein räuspern
als dein schmatzen
als dein stottern
als alles zerfällt
als zwischen deinen gelben zähnen
plötzlich deine worte

GESCHICHTE: Bereits im Mittelalter entwickelte sich ein Vorläufer der heutigen Shorts, dieser diente dem besonderen Schutz beim Ritt zu Pferde. Die Unterhose war ein Symbol des Maskulinen, das feminine Pendant der Unterrock. Nur bei Eiseskälte durften Frauen eine Hose unter dem Rock tragen. Da es weder Toiletten noch andere Hygienestandards gab,



Mutti,
ich liebe
nur dich!

reiberei.

Von Klaus Buschendorf

Wir wollten nur mal schnell tanken fahren.

»Fahr du!«, sagte meine Frau zu mir. Meine Frau ist begeisterte Autofahrerin, ich hingegen betrachte Autofahren als notwendiges Fortbewegungsübel. So sitzt auf unseren Fahrten meistens meine Frau am Steuer.

An der Kreuzung stellte ich mich in die Linksabbiegerspur. – »Warum fährst du nicht geradeaus?« – Man kann an dieser Kreuzung links entlang der Hauptstraße oder geradeaus über Schleichwege etwas kürzer zur Tankstelle fahren. Mir ist das egal, in solchem Fall gebe ich gern meiner Frau nach. Die Ampeln brauchen hier immer lange zum Umschalten, hinter mir ist ein Auto noch weit weg. Ich stoße zurück und biege in die Geradeausspur. Inzwischen bewegt sich das gegenüberstehende erste Auto als Linksabbieger zügig auf die Kreuzung. Ich verharre, denn ich schließe, der will schnell noch vor mir rüber. Ich hätte zwar recht, die Beule trotzdem, also halte ich sachte an. Der andere auch, hinter mir hupt es und meine Frau sagt: »Was machst du für'n Scheiß?« Dumm gelaufen. Ich gebe Gas und fahre weiter zur Tankstelle.

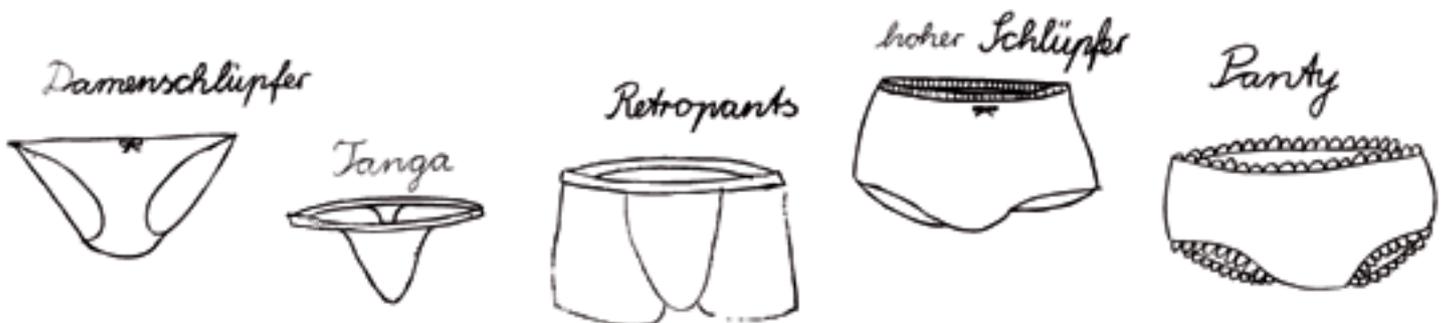
Der Einfüllstutzen unseres Autos ist rechts. Natürlich sind alle linken Seiten der Zapfsäulen besetzt. Ein

Fahrer kommt vom Bezahlen und steigt ein. Ich stelle mich hinter ihn. – Aber er fährt nicht los. Er läßt die Tür weit auf und kramt irgendwas. Meine Frau schimpft leise über den Zeitverzug.

Ich entschieße mich, die linke Seite einer anderen Zapfsäule zu nutzen, der Schlauch reicht ja. Ich fahre eine Einfahrt weiter, will meinem Vordermann nicht die Tür abfahren. – »Warum fährst du so weit?« – Aus den Augenwinkeln sehe ich: Die Tür des Bumblers ist jetzt zu. – »Mensch, bist du umständlich!« – Ich ziehe den Schlauch übers Heck und brumme dabei: »Fahr du weiter, mir reicht's!« – »Meinst du, ich hätte dich wieder rangelassen, so dusselig, wie du heute fährst?«

Meine Frau wunderte sich über meine Schweigsamkeit während der restlichen Fahrt.

Am Abend ging ich in die Nachtschicht. Zu meinen üblichen Broten hatte meine Frau noch ein großes Glas Erdbeeren in die Tasche gepackt.



pinkelten Frauen einfach im Stehen ohne sich auszuziehen. Da war es praktisch, keinen Schlüpfer unter dem Reifrock zu tragen. Vielleicht feierte durch genau diese Einfachheit der Keuschheitsgürtel im Spätmittelalter seine Massenvervielfältigung. Darwin durfte es leider nicht mehr miterleben, denn nach seinem Tod wurden auch die Unterhosen Opfer der

so einfach liebes.

Von Maik Lippert

aneinander liegen auf der couch
bei laufendem fernseher
am bauch des anderen
graben wir liebes
wie quaqueros in den halden
nach smaragdsplittern
phantasieren
der große fund steht noch aus
finden flaschengrün
liebes
feilschen mit händlern
müssen wir nicht
dafür gibt's automaten im supermarkt
ich stell mich gern für dich an
liebes
und wenn etwas brennt in herznähe
weiß ich
es ist nur ein überschuß
säure in der speiseröhre



.....

Evolution. Der Schlitz am männlichen Schlüpfer setzte sich durch. Er erleichterte den Männern das urinieren, da sie so die Hose oben behalten konnten. Da kann einem der Charles schon leid tun. Mit dem Erfindungsreichtum der Moderne wuchs auch der Wunsch nach Hygiene. Der erste weibliche Schlüpfer war eine lange, weite, weiße Hose, vergleichbar mit den

der beschluß des königs.

Von Till Bender

Die allein in Frage kommende literarische Form für eine Geschichte über Liebestöter ist das Märchen: In Wirklichkeit ist es auch in den schwärzesten Tagen der Geschichte keinem solitären Finsterrmann und keinem lebensfeindlichen bürokratischen System je gelungen, die Liebe zu töten. Aber im Märchen kannst du das natürlich machen.

(Jock Waffelbäcker: Erinnerungen)

Vor langer, langer Zeit, da herrschte in einem fernen Land ein König, der war der glücklichste Mann auf Gottes Erde. Seine Untertanen waren treu und fleißig, seine Soldaten waren tapfer, seine Generäle klug, und noch klüger waren seine Minister und Räte. Sein Reich war gesegnet mit hohen Wäldern, fruchtbaren Äckern, fischreichen Seen und Flüssen, und unter den Bergen hinter den Äckern und Wäldern ruhten kostbare Erze. Das Wenige, was sein Reich nicht hervorbrachte, erwarb er durch friedlichen Handel mit den Nachbarkönigreichen – seine Minister und Räte waren so geschickt im Aushandeln von Verträgen, daß sich der König auf die Tapferkeit seiner Soldaten und auf die Klugheit seiner Generäle nur selten verlassen mußte.

Aber all das waren bloß gedeihliche Umstände, nichts als Beigaben, die das Glück des Königs wohl schmückten, aber nicht ausmachten. Das Glück des Königs, das ihm Tag für Tag aufs Neue wurde, das Glück seines Lebens, das war seine Königin. Und das ganze Volk nahm daran Anteil, und alle freuten sich seit Jahr und Tag am Glück des Königs.

Der Schmied sagte: »Sie sind wie Hammer und Amböß«, und der Böttcher sagte: »Sie sind wie Dauben und Faßreifen«, und der alte Torfstecher sagte: »Sie gehören zusammen wie Blatt und Stiel meines Spatens, und so hat es seine gute Ordnung.«

Der Lehrer aber erklärte den Kindern: »Unseren König und unsere Königin, die hat der liebe Gott füreinander

gemacht.« Und so war es auch dem König und der Königin: Sie liebten einander von Herzen und waren eins.

Den König hatte man, als er ein Knabe war, das Musizieren gelehrt, und wenn er abends die Laute schlug, rührte das die Königin, und sie erfand eine Melodie zu seinen Harmonien.

Was für den König die Musik, war der Königin die Malerei, und es verging keine Woche, ohne daß irgendein hingebungs- und hoffnungsvoller Künstler ihr ein prächtiges Gemälde als Geschenk übersandt hätte, um ihr eine Freude zu machen und um sich sagen zu können: »Sieh an, sieh an, meine Mühen beginnen doch Früchte zu tragen – die Königin selbst besitzt nun eines meiner Bilder.«

Der König verstand nichts davon, aber er wurde nicht müde, seiner Gemahlin zu lauschen, wenn sie ihm von all dem erzählte, was sie auf und in und hinter den Bildern sah, und er wunderte sich sehr, denn er sah meistens nichts von alledem. Und er war sicher, daß die schönsten Bilder der Welt die waren, die seine Königin im Schloßgarten malte.

Er erzählte ihr seine lustigen Anekdoten, die stimmten sie fröhlich, sie trug ihm leise ihre Verse vor, die stimmten ihn nachdenklich.

Nach dieser Weise verbrachten sie ihre Tage und so – ihre Nächte.

Von Zeit zu Zeit aber ritt der König ganz für sich in die hohen Wälder zur Jagd, und dann ritt die Königin

heutigen Leggings. Was »Bein-rein« für die Frauen bedeutete, sah bei den Männern mehr nach »Körper-rein« aus. Sie fanden sich schlagartig in einem bleichen Ganzkörperanzug wieder. Frauenemanzipation und Mode mischten schließlich die Wäscheszene auf. Lange Kleider wurden out und so veränderte sich der weibliche Schlüpfer mit dem Kürzen der Rocklänge.

ganz für sich durch die Felder und Auen. Sie hatten die Wahrheit des Wortes erkannt: »Es ist nicht gut, daß der Mensch nie allein sei.«

In der ersten Augustwoche war es wieder Zeit für das große Turnier und die Kirmes, und wie jedes Jahr strömten die Menschen von nah und fern in Scharen zusammen, vor dem Schlosse ihres Königs drei Tage und drei Nächte lang zu feiern.

Oh, was war das für ein buntes Treiben! Händler boten in ihren Zelten und von ihren Wagen herab allerhand Gerätschaften, Schmuck, und Kleider feil, andere Naschwerk und Spielzeug für die Kinder. Gaukler, Musikanten und Wundertäter ohne Zahl suchten jeder auf seine Weise, ihr Publikum zu verführen, und die Leute schauten und staunten und kauften und ließen sich verführen.

Und der König und die Königin schritten durch die Menge, und wo sie vorüberkamen, verneigten sich die Menschen, und der König und die Königin winkten ihnen freundlich zu, wie es seine Ordnung hatte.

Da geschah es, daß der König hörte, wie eine Frau zu ihrem Mann sagte: »Mann, laß uns doch zu jenem Bauern dort gehen, der Kirschen verkauft. Du weißt, wie gern ich Kirschen habe.« Und der Mann antwortete: »Was soll das, Frau? Du weißt, Kirschen sind mir abscheulich – sie sind zu rot und zu süß. Oder zu sauer. Laß uns lieber dorthin gehen: Da werfen die Männer Eisen auf einen Stock. Ich will ihnen zeigen, wie geschickt ich bin.« Drauf die Frau: »Was soll das, Mann? Immer willst du allen zeigen, wie geschickt du bist, und das, was du dabei hauptsächlich zeigst, ist, wie sehr du es zeigen willst.«

Und beide gingen nirgendwohin und machten harte Gesichter.

Ein Stück weiter hörte der König eine andere Frau zu ihrem Mann sagen: »Schau, hier wird mit Würfeln gespielt, und wem sie glücklich fallen, der kann ein Ferkel gewinnen. Laß uns ein Hazardspiel wagen.« Drauf der

Mann mit gestrenger Miene: »Eine Schande wär's! Wir haben wenig und dürfen das Wenige nicht aufs Spiel setzen in der vagen Hoffnung auf einen Gewinn. Wir werden stattdessen Kirschen kaufen für das Geld.«

Nach ein paar Schritten hörte der König einen Mann, der zu seiner Frau sagte: »Laß uns in dieses Zelt gehen: Darin sitzt eine Frau, die kann in ihren Karten das Schicksal der Menschen lesen. Ich will doch einmal wissen, was die Zukunft für uns bereithält.« Die Frau schüttelte bestimmt den Kopf: »Ich will's nicht wissen. Wenn's was Arges ist, was soll ich mich schon jetzt darüber grämen. Ist's aber was Gutes, so will ich nicht die Zeit bis dahin mir Warten vertun. Und überhaupt wäre es mir lieber, du wünschtest dir weniger, daß dir jemand zeigt, was wird, und zeigtest häufiger, was du kannst.«

Der König aber wurde sehr traurig und war ganz still drei Tage lang, und er versank so tief in Gedanken, daß er das Spektakel der Reiterspiele kaum bemerkte.

Am Morgen des vierten Tages rief er all seine Minister und Räte zusammen und sprach: »Ich habe mich eines schweren Vergehens schuldig gemacht. Ich habe mich so sehr um das Wohl des Reiches gekümmert, daß ich darüber versäumte, auch auf das Wohl der Menschen zu schauen. Das darf ein König nicht versäumen, und so will ich es wiedergutmachen. Es gibt kein größeres Glück für einen Mann, als eine gute Frau zu haben, das größte Glück für eine Frau ist ein guter Mann, und großes Unglück wartet auf jene Paare, bei denen eins nicht recht zum anderen paßt.

Ich will nun aber dafür Sorge tragen, daß es bald nur noch glückliche Paare gibt.«

»Unser König«, riefen die Minister und Räte, »das käme einem Wunder gleich. Sagt uns doch, wie Ihr so etwas bewirken wollt!«

»Ich will Boten aussenden durchs ganze Land, in jedes Dorf, die sollen jeden jungen Mann und jede junge Frau in meinem Reich aufsuchen, und alle sollen sich erklären im Großen wie im Kleinen: wer sie seien und

In den Zwanzigern knielang, in den 60ern rückte der Rock zehn Zentimeter über die Knie. Der Minirock legitimierte so das Zeigen der Unterhose in der Öffentlichkeit. Die weiße Unterhose bekam viele farbige Verwandte, da es in Mode war, den Schlüpfer in einer Farbe passend zum Rock zu tragen.

wen sie sich wünschten. Und die Boten sollen alles gewissenhaft aufnehmen und sammeln, und alles soll in großen Büchern zusammengetragen werden.

Und wenn dann eine Frau, die gerne Kirschen ißt, einen bescheidenen Mann sucht, können wir ihr in den Büchern einen bescheiden Mann finden, der eine Frau sucht, die gerne Kirschen ißt. So soll es geschehen, daß mein Volk so glücklich werde, wie sein König und seine Königin es sind.«

Die Minister und Räte staunten und verwunderten sich ob der Kühnheit des Plans, und sie applaudierten und beglückwünschten den König zu seinem hellstichtigen Entwürfe, und noch zur selben Stunde machten sie sich daran, ihn auszuarbeiten und in die Tat umzusetzen.

Bald ritten die königlichen Boten durchs Land und nahmen alles gewissenhaft auf, was die Menschen waren und wen sie sich wünschten. Hier und da trafen sie einen Mann, der sich einen Mann zum Manne wünschte, oder eine Frau, die eine Frau zur Frau wollte, und da fragten die Boten bei den Ministern und Räten nach, was sie in solchen Fällen tun sollten. Die Minister und Räte fragten den König. Der König bedachte sich kurz und antwortete: »Das ergibt sich aus der Sache selbst.«

Und bevor das Jahr um war, waren die ersten glücklichen Paare getraut. Das Volk pries seinen König, und dem König und der Königin war es eine Freude.

Eine gewisse Zeit lang bemerkte niemand die Veränderung, die nun im Lande vor sich ging. Es war Winter, und so war es nicht verwunderlich, daß den Leuten die Kälte unter die Haut kroch, und man schob das auf den eisigen Wind, der von den Bergen im Norden herabwehte.

Ein Wort war plötzlich in aller Munde, das vorher kaum jemand gekannt hatte: »Partner« hieß es und klang anfangs noch ein wenig nach Kaufmannssprache; Eheleute oder Paare waren jetzt Ehe- oder Beziehungspartner. Das Wort traf die Sache ganz gut: Die Partner teilten Interessen und verfolgten gemeinsame Ziele. Man hatte einen Partner, weil man etwas zu bieten hatte. Man hatte ihn für das, was man zu bieten hatte. Das war jetzt Liebe – Ware und Währung zugleich. Es war ein Elend.

Der König verließ sein Schloß nur noch selten. Die vielen reibungslos funktionierenden Partnerschaften im Land verstand er nicht. Sein Reich war ihm fremd geworden.

Und die ganze Sache wäre gewiß schlimm ausgegangen, wenn nicht nach sieben Jahren drei Wanderer vor dem Tor des Schlosses gestanden und Einlaß begehrt hätten: eine rußige Köhlerin, ein alter einbeiniger Soldat und ein verstummter Sänger. Die haben das Land gerettet.

Und wer's nicht glauben will, der soll sich ein anderes Ende ausdenken.

WAS GIBT ES ZU BEACHTEN: Der Mensch erhebt heute den Anspruch, perfekt zu sein, deshalb sind wir empfindlich, was Geruch und Schmutz angeht. Der Schlüpfer wird so täglich gewechselt. Die Menschen hatten es am Anfang schwer, ihre Reinlichkeitsgewohnheiten zu revolutionieren. Damit Kinder das schnell lernen, wurden sogenannte Tagesschlüpfer



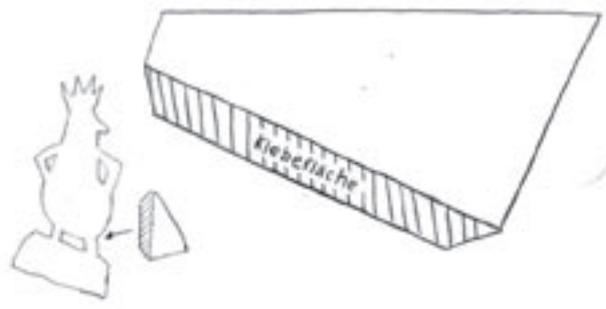
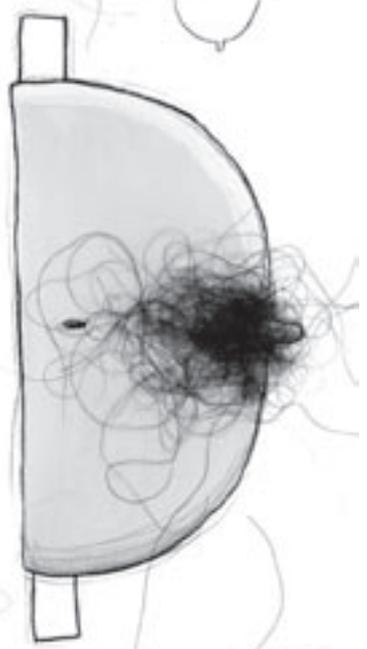
Des Kaisers
neue Kleider



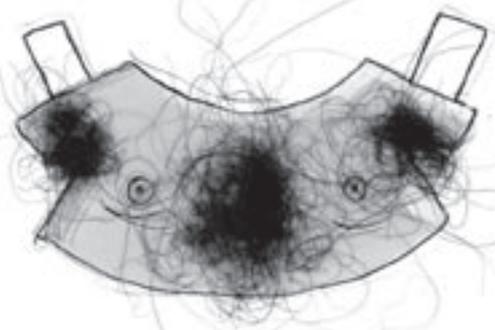
Ausschneiden



Anziehen



Klebefläche



du bist in mir.

Von Janine Kuske

Dein Lachen ist meine liebste Art von Musik. Jedes deiner Worte spiegelt die Schönheit deiner Seele wider. Zu gern erzählst du von der Welt und von den Protagonisten derselbigen – von uns, den Menschen. Dann wechselst du plötzlich das Thema und erzählst von den Nachrichten, die du im Radio gehört hast. Dabei fällt dir der Song ein, der seit Jahren dein Lieblingsstück ist, und du summst ihn an, denn Singen ist nicht deine Stärke. Das ist kein Problem für dich, und du konzentrierst dich auf Dinge, die du gut kannst. Du gehst wundervoll mit Menschen um, egal welcher Herkunft, welcher Religion, welcher Ansicht sie sind. Manchmal habe ich das Gefühl, daß du sie alle liebst, niemanden verabscheust und schon gar nicht haßt. Haß ist ein Fremdwort für sie, für dich. Wann bist du das letzte Mal wütend gewesen? Bist du es überhaupt jemals gewesen? Ich kann mich nicht erinnern, dabei kenne ich dich so lang schon. Ein gefühltes Leben. Und ich bin für jeden Moment, den ich mit dir verbringen darf, dankbar. Bin ich zu euphorisch, holst du mich runter, bin ich zu melancholisch, baust du mich auf. Immer im richtigen Maß. Mit der richtigen Tonlage. Mit diesem Blick, der keinerlei Worte bedarf, und dem eleganten Gespür, das deine Unfähigkeit zu tanzen wieder ausgleicht. Du bewegst dich so gekonnt entgegen dem Takt, daß es auch schon wieder Kunst ist. Dabei hast du ein Lächeln auf den Lippen, das glaubst du nicht, es geht von einem zum anderen Ohr, traumhaft. Ich liebe dieses Lächeln. Und ich weiß nicht, wie oft ich dir das schon gesagt habe und du, fast beschämt über solch ein Kompliment, errötet bist. Seit Jahren bringst du mich damit, egal in welcher schlimmer Verfassung ich bin, zum Lachen. Sag mal, ist das eigentlich angebo-

ren, daß du mit allen Lebewesen auskommst? Und innerst du dich an den Vogel? Du hast vor drei Jahren einen Vogel auf der Straße aufgelesen und mitgenommen. Er war noch jung und sein Flügel war gebrochen. Du hättest ihn zu einem Tierarzt bringen sollen. Ich habe dich mehrmals dazu aufgefordert, stattdessen gabst du mir einen Kuß und gingst auf unseren Balkon – dort hattest du dem Vogel ein Nest aus Gestrüpp und Blumen gebastelt. Ich habe wahrscheinlich ziemlich überrascht geschaut und du meintest, daß es der kleine Spatz gut haben solle, schließlich stünde sein Überleben nicht fest. In dem Moment wurde mir bewußt, daß du keinen Unterschied zwischen Mensch, Tier oder Pflanze machst, daß du der Mensch bist, mit dem ich durch gute und durch schlechte Zeiten tanzen will, egal wie lustig wir dabei auch aussehen. Im Endeffekt hast du dem Vogel das Leben gerettet, einige Wochen später flog er davon, mit einer Blüte im Schnabel, er hatte die Blumen tatsächlich wahrgenommen. Nelken waren es, dunkelrote Nelken. Und ich habe ebensolche gestern für dich gekauft, in der Hoffnung, daß du dich an ihnen erfreust.

Warte kurz, ich muß den Vorhang zur Seite schieben, dann kannst du sie sehen. Draußen schneit es. So plötzlich. Du liebst Schnee, ich weiß immer noch nicht, warum. Ich habe eine Abneigung gegen ihn. Er bringt Kälte und Bitterkeit und Dunkelheit mit sich. Das Schlimmste daran sind die Assoziationen, weißt du? Immer wieder, wo auch immer ich mich aufhalte. Egal, was um mich herum geschieht. Seitdem ich hier am Fenster stehe, unterdrücke ich meine Tränen. Ich kann es nicht glauben. Die Schneeflocken tanzen im Wind, aber du, du wirst nie mehr tanzen.

eingeführt. Der Schlüpfer ist etwas persönliches und der Oberbegriff Unterhosen weist darauf hin, daß der Schlüpfer ausschließlich unter der Kleidung getragen wird. Im Winter darf – aus modischer Sicht – auch mal eine lange Unterhose getragen werden, sofern sie nicht weiß ist.

Das nächste hEFt erscheint am 27. September 2010.

- » Offene Redaktion: 4. August, Weinstein Le Bar
- » hEFt-relieft am 24. September in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 25. August
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Zeit für Manchesterhosen

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Zeit für Manchesterhosen«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEFt zum Mitnehmen

- » **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Esperanto, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Essbar, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Kunsthaus, Künstlerhaus geWERK, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang » **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** art der stadt, KommPottPora » **Ilmenau** TU-Campus » **Eise-nach** Café Zucker+Zimt

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

- » JESSY ASMUS, Jg. 1987, Suhl, studiert Visuelle Kommunikation an der Bauhaus-Universität Weimar » TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » HELGA BREITENSCHÄDEL, Jg. 1974, Erfurt » KLAUS BUSCHENDORF, Jg. 1941, Autor Erfurt, www.jukbuschendorf.de
- » FRANK DIEHN Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, www.frankon.de » RENÉ FERCHLAND, Jg. 1984, Freelancer und Freigeist
- » PAOLO FUSI, 50, Römer » MICHAEL HASLER, 28, Sportwissenschaftler, Germanist, Literat » ANDREJ HOLM, Jg. 1970, lebt und arbeitet als Sozialwissenschaftler in Berlin » STEFANIE JESCHKE, Jg. 1981, Illustratorin, Weimar/Potsdam-Mittelmark, www.stefaniejeschke.de
- » ANDREAS KOTTER, Sozialpädagoge und Mitinitiator des Lesegarten Erfurt » MAXI KRETZSCHMAR, Kunstvermittlerin, Erfurt, Weimar und Leipzig » JANINE KUSKE studiert Kulturwissenschaft in Magdeburg und ist Lektorin des interaktiven Fortsetzungsromans »Sommerhaus«, www.sommerhaus.jimdo.de » MAIK LIPPERT, Jg. 1966, Alltagsfantastik in Lyrik und Kurzprosa, Berlin » BERND LÖFFLER, Jg. 1953, arbeitet beim Bildungskollektiv (Biko) und der Offenen Arbeit Erfurt, Mitarbeiter der Rosa Luxemburg Stiftung » MARION MAYER, Jg. 1978, Presse- & Medienarbeit, Erfurt » SANDRA MÜLLER, Jg. 1988, Gestalterin, derzeit Volontärin beim WDR, lebt in Jena, Köln und Leipzig
- » JULIA NEUENDORF, Jg. 1983, liebt und studiert Schiller, lebt und schreibt in Deutschland und Italien » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt » JULIA REINARD, Jg. 1980, Leipzig und Erfurt » PATRICK RICHTER, 25, Erfurt, Mediengestalter, studiert Medienkunst an der Bauhaus-Uni Weimar » RONNY RITZE, 29, Journalist und freischaffender Autor » PETER RAULFS, Weingeist und Küchenschwabe » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » BJÖRN SCHORR, Erfurt, Fotograf » CHRISTIAN SIEFKES, Informatiker und Autor, lebt in Berlin » JOHANNES SMETTAN, F.R.E.I.er Sendungsmacher und Fotograf » DIRK TESCHNER, Klub 500, Journalist und Ausstellungsmacher, lebt in Berlin und Erfurt, www.klub-500.de » ELLA VAN DER HAIDE, Dipl.-Ing. der Stadt- und Regionalplanung, Landschaftsgärtnerin, Künstlerin, Filmemacherin » JOHN WEIDE, viel auf'm Herzen. Nix auf'm Kasten, der Musik und der Lyrik gleichermaßen hoffnungslos/-voll verfallen, ein »Oleanderschwärmer«, ein »Kartoffeltierchen«, ein »Bühlfisch« » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de

